



**Universität  
Zürich** <sup>UZH</sup>

# Wohnen im Postwachstum

## Ein Leitbild für eine zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung in der Stadt Zürich

GEO 511 Masterarbeit

**Eingereicht durch**  
Olivia Wohlgemuth  
13708250

**Betreut durch**

Dr. Marco Pütz

Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft

Zürcherstrasse 111, 8903 Birmensdorf

marco.puetz@wsl.ch

**Fakultätsvertretung**

Prof. Dr. Christian Berndt

30. September 2019

Geographisches Institut, Universität Zürich

« *P*robleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen,  
durch die sie entstanden sind.»

*Albert Einstein*

## **Danksagung**

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Personen bedanken, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben.

Ein grosses Dankeschön geht an Marco Pütz, der diese Arbeit betreut hat und jederzeit für Fragen zur Verfügung stand. Seine konstruktive Kritik, Anregungen und Empfehlungen haben mich immer wieder einen Schritt weitergebracht und motiviert.

Weiter bedanke ich mich bei Christian Berndt für die unkomplizierte Betreuung der Arbeit von der Seite des Geographischen Institutes der Universität Zürich.

Vielen Dank allen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, die sich Zeit genommen haben und mit grossem Interesse meine Fragen beantwortet haben. Die spannenden und lehrreichen Gespräche haben einen Grossteil des Inhaltes dieser Arbeit geliefert. Die Anregungen und Diskussionspunkte, die ich aus den Gesprächen mitnahm, werden mich auch in Zukunft weiter begleiten.

Ein Dank geht auch an die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL), welche mir einen Arbeitsplatz in Birmensdorf zur Verfügung gestellt hat und mir die Reise an die Konferenz nach Weimar ermöglicht hat.

Ich bedanke mich herzlich bei meinen Eltern, die mich während meiner gesamten Studienzzeit finanziell und vor allem auch emotional unterstützt haben.

Der grösste Dank geht an meinen Freund Hendra, einerseits für die zahlreichen Stunden Korrektur lesen und viel mehr noch für die Motivation, die Geduld und die Aufmunterungen.

## **Zusammenfassung**

Die Stadt Zürich zählt zu den attraktivsten Städten weltweit. Seit dem Jahr 2000 wächst die Bevölkerung kontinuierlich, was die Stadt vor diverse Herausforderungen stellt. Damit die Lebensqualität hoch bleibt und die Probleme, die der Klimawandel mit sich bringt, gemeistert werden können, braucht es zukunftsgerichtete Wohnkonzepte und geeignete Strategien für die Entwicklung von Wohnraum.

Diese Masterarbeit untersucht Postwachstum als mögliches Leitbild für eine zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung in Zürich. Die dafür verwendeten Daten stammen hauptsächlich aus 17 Expertinnen- und Experteninterviews, welche mit Personen aus Genossenschaften, der Stadtentwicklung sowie der Wissenschaft durchgeführt werden konnten. In den Gesprächen wurden Anforderungen an ein zukunftsgerichtetes Wohnbauprojekt in Zürich diskutiert und die Bedeutung von Bauträgern als Pioniere des Wandels besprochen.

Die stetig steigenden Ansprüche der Bevölkerung an ihren Wohnraum fordern einen hohen Bedarf an Energie und Fläche und verursachen eine zunehmende Übernutzung der natürlichen Ressourcen. Des Weiteren sorgt die Individualisierung der Bevölkerung dafür, dass die Stadt immer anonym wird und die Menschen vereinsamen. Zusätzlich führt eine häufige Trennung der Bereiche Wohnen, Arbeit, Freizeit und Versorgung dazu, dass Wohnsiedlungen ohne funktionierende Infrastruktur und ohne attraktives Quartierleben entstehen.

In den letzten Jahren sind innovative Projekte gebaut worden und zahlreiche Leitbilder entstanden, welche den Rahmen für zukünftige Entwicklungen in der Stadt vorgeben. Die Zukunftsstrategien beinhalten zahlreiche Anforderungen an ökologisches und soziales Wohnen und wie diese Arbeit aufzeigt, sind heute schon Ansätze aus der Postwachstumsdebatte in den Strategien vertreten.

Postwachstumsansätze auf das Thema Wohnen in der Stadt zu übertragen bedeutet unter anderem, dass die Themenbereiche Suffizienz, gutes Leben und Wohnungsgerechtigkeit genauer betrachtet werden müssen. Suffizienz in Bezug auf Wohnen bedeutet, dass auf individuelle Wohnfläche verzichtet wird, damit der Flächenverbrauch eingeschränkt werden kann. Die persönliche Wohnfläche kann jedoch durch gemeinschaftlich genutzte Flächen und Infrastrukturen ergänzt werden. Dafür nötig sind attraktive und flexible Wohnkonzepte, sowie Innovationen auf dem Wohnungsmarkt. Ein gutes Leben kann durch gute nachbarschaftliche Beziehungen, einem kollektiven Miteinander sowie Nebeneinander verstanden werden. Dafür sind gemeinschaftlich gedachte Häuser und Wohnformen nötig. Bei der Wohnungsgerechtigkeit geht es darum, dass eine Stadt niemanden ausschliessen darf und offen für alle Bevölkerungsschichten und Lebensstile sein muss. Die Frage der Bezahlbarkeit steht dabei im Zentrum.

Es muss festgehalten werden, dass die Entwicklung von Wohnraum nicht isoliert betrachtet werden kann und Wohnen Teil des gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells ist. Damit eine Transformation in eine Postwachstums-Zukunft möglich wird, müssen sowohl die Unternehmen wie auch die Bevölkerung umdenken und das System, in dem wir momentan gefangen sind, verändern.

Sollte in Zukunft eine Entwicklung des Wohnraums jenseits eines rein quantitativen Wachstumsparadigmas vorangetrieben werden, wo die Bevölkerung im Einklang mit anderen Menschen und der Natur leben kann, braucht es eine konsequente Umsetzung des Kriterienkataloges für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte, welcher als ein Ziel dieser Arbeit formuliert wird.

# Inhalt

Danksagung.....	I
Zusammenfassung.....	II
Inhalt .....	IV
Abbildungsverzeichnis .....	VII
Tabellenverzeichnis.....	VII
1. Einleitung.....	1
1.1 Motivation und Problemstellung.....	1
1.2 Ziel und Fragestellung.....	2
1.3 Stand der Forschung.....	3
1.4 Methodisches Vorgehen.....	4
1.5 Aufbau.....	4
2. Theoretische Grundlagen – Postwachstum .....	5
2.1 Wirtschaftswachstumskritik.....	5
2.1.1 Wachstumsparadigma .....	5
2.1.2 Ursprung der Wachstumskritik .....	6
2.3 Nachhaltigkeit .....	7
2.4 Grünes Wachstum .....	8
2.5 Wachstumskritische Ansätze.....	8
2.6 Degrowth/Postwachstum.....	12
2.6.1 Stränge der Wachstums- und Gesellschaftskritik.....	12
2.6.2 Zieldimensionen.....	14
3. Theoretische Grundlagen – Wohnen in der Stadt .....	16
3.1 Stadtentwicklung.....	16
3.2 Wohnen .....	17
3.2.1 Wohnungsmarkt in der Schweiz.....	17
3.2.2 Gemeinnütziger Wohnungsbau .....	18
3.3 Zukunftsgerichtetes Wohnen.....	20

3.3.1 Anforderungen .....	20
3.3.2 Wohnen im Postwachstum .....	22
3.4 Ausgangslage – Stadt Zürich.....	24
4. Methodik .....	27
4.1 Qualitative Forschung .....	27
4.2 Zugang zum Feld.....	28
4.2.1 Fallstudie .....	28
4.2.2 Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.....	30
4.3 Datenerhebung: Qualitative Interviews.....	31
4.3.1 Teilstandardisiertes Interview .....	31
4.3.2 Leitfaden.....	32
4.3.3 Durchführung der Interviews .....	32
4.3.4 Transkription .....	33
4.4 Datenerhebung: Teilnehmende Beobachtung .....	34
4.5 Datenanalyse: Qualitative Inhaltsanalyse.....	35
4.6 Reflexion der Methodik .....	36
5. Resultate.....	39
5.1 Veränderungen .....	39
5.2 Zukunftsgerichtetes Wohnen.....	42
5.2.1 Ressourcenschonung/Energieeffizienz.....	42
5.2.2 Grün- und Freiräume.....	43
5.2.3 Planungsverfahren.....	45
5.2.4 Verdichtung.....	48
5.2.5 Soziale Aspekte .....	51
5.2.6 Wohnformen.....	53
5.2.7 Lebensstil/Lebensqualität.....	57
5.2.8 Faire Preise und bezahlbare Mieten .....	59
5.3 Verantwortung des Wohnungsbaus.....	61

5.4 Diskussionen in der Stadtplanung .....	63
5.5 Visionen für die Stadtentwicklung .....	64
6. Diskussion .....	66
6.1 Zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung .....	66
6.1.1 Stadt-/Quartierebene.....	67
6.1.2 Projektebene .....	69
6.2 Postwachstumsorientiertes Wohnen.....	76
6.2.1 Globale ökologische Gerechtigkeit .....	77
6.2.2 Soziale Gerechtigkeit, Selbstbestimmung und ein gutes Leben.....	77
6.2.3 Wachstumsunabhängigkeit.....	78
6.3 Kriterienkatalog Postwachstum.....	79
6.4 Transformation .....	80
7. Schlussfolgerung .....	84
Literatur .....	88
Anhang .....	I
Anhang 1: Interviews .....	I
Anhang 2: Kriterienkatalog .....	II
Anhang 3: Leitfaden.....	IV
Anhang 4: Kodierleitfaden .....	VI
Persönliche Erklärung .....	XI



## **Abbildungsverzeichnis**

Abbildung 1: Auszug aus dem Programmheft der Konferenz (Postwachstumsstadt 2019).....	34
Abbildung 2: Interviewsituation (Mieg & Näf 2005:5) .....	37

## **Tabellenverzeichnis**

Tabelle 1: Wachstumskritische Ansätze.....	9
Tabelle 2: Übersicht Fallstudien .....	29
Tabelle 3: Themen für eine zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung .....	67
Tabelle 4: Kriterienkatalog für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte.....	79

# 1. Einleitung

## 1.1 Motivation und Problemstellung

Postwachstumsdebatten hinterfragen das uneingeschränkte Wirtschaftswachstum und sehen dahinter eine falsche Zielgrösse. Durch stetiges wirtschaftliches Wachstum würde weder die Lebensqualität unendlich steigen noch die Umweltprobleme gelöst werden (Hankammer 2014:18). Postwachstumsansätze diskutieren alternative Wirtschaftsmodelle, die, anstelle einer Konsumgesellschaft, Modelle für eine Gesellschaft der Suffizienz entwickeln möchten. Postwachstum geht nicht von einer generellen Schrumpfung aller Wirtschaftszweige aus, jedoch sehen die Vertreterinnen und Vertreter eine Trennung von Wachstum und Wohlstand als notwendig an. Es geht um Verzicht, aber nicht darum Lebensqualität einzubüssen. Daher wird in der Postwachstumsdebatte nicht von Rückschritt gesprochen, sondern von einem Umdenken.

Postwachstum wird heute vor allem als Paradigma für Wirtschaft und Gesellschaft diskutiert. Die Postwachstumsdebatte könnte aber auch als Ansatz für die Stadtentwicklung dienen, denn Wachstum soll dort zukünftig nachhaltig, qualitätsorientiert und jenseits eines rein quantitativen ökonomischen Wachstumsparadigmas erfolgen.

Das Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum, sowie veränderte Lebensgewohnheiten und ein steigender Bedarf an Wohnflächen haben in den meisten Städten dazu geführt, dass viel gebaut wurde und die Ressource Boden knapp geworden ist. Dementsprechend sind auch die Bodenpreise in die Höhe geschossen (BFS 2017a, UVEK o.J.). Das revidierte Raumplanungsgesetz, welches 2014 in Kraft getreten ist, beweist, dass ein Umdenken in der Bevölkerung und Politik stattgefunden hat. Das Gesetz verlangt, dass eine weitere Zersiedlung gestoppt wird und die zukünftige Siedlungsentwicklung in den bestehenden Bauzonen erfolgen soll. Es wird also eine Siedlungsentwicklung nach innen gewünscht; bestehende Siedlungen sollen verdichtet werden und Grünflächen frei bleiben (UVEK o.J., LaRES 2014). Gemäss einer Studie von Wüest Partner (2018:67) gelten Schweizer Städte immer mehr als attraktive Wohnorte, weil sie belebt und gut erschlossen sind. Allerdings birgt die Erstellung von zusätzlichem Wohnraum einige Schwierigkeiten. In Zürich sind beispielsweise bereits 95% der Bauzonen überbaut (Wüest Partner 2018:73). Dies bedeutet, dass hauptsächlich die Nachverdichtung von bebauten Arealen im Vordergrund steht. Doch Verdichtung, vor allem in bestehenden Wohnquartieren, löst Unbehagen aus. Trotz einem Bewusstsein für die Notwendigkeit der Verdichtungsprojekte stossen konkrete Vorhaben in der eigenen Nachbarschaft häufig auf Ablehnung. Verdichten ist aber auch eine Chance und sollte ein Quartier aufwerten und die Lebensqualität dort erhöhen. Diese Entwicklungen stellen die Raumplanung vor grosse Herausforderungen. Denn, was heute geplant und gebaut wird, soll nachhaltig sein und den Bedürfnissen der heutigen Bevölkerung sowie auch jenen Bedürfnissen der zukünftigen

Generationen entsprechen. Daher sind Postwachstumsansätze auch für die Raumplanung in Betracht zu ziehen.

## **1.2 Ziel und Fragestellung**

Zahlreiche Projekte im Wohnungsbau zeigen, wie Innenentwicklung erfolgreich umgesetzt wird und dass Verdichten einen Mehrwert für alle bringen kann. Solche Projekte können als Vorreiter für die zukunftsfähige Wohnraumentwicklung dienen, weshalb zukünftige Planungen danach ausgerichtet werden sollten. Die Strategie einer nachhaltigen Raumentwicklung der Stadt Zürich und weitere Leitfäden für gutes Bauen beinhalten heute schon viele Anforderungen an ökologisches und soziales Wohnen, daher sind auch bereits einige Ansätze aus der Postwachstumsdebatte vertreten. Einerseits sind dies Innovationen in der Gebäudetechnik, welche den Energie- und Ressourcenverbrauch im Bau und auch später in der Benutzung der Gebäude reduzieren. Andererseits sind es Wohnkonzepte, welche durch flexible Nutzung und Gemeinschaftsflächen den individuellen Flächenverbrauch reduzieren und der gesellschaftlichen Individualisierung entgegenwirken.

Die Absicht dieser Masterarbeit ist, am Beispiel der Stadt Zürich zu untersuchen, inwiefern Postwachstum ein Leitbild für die Wohnraumwicklung sein kann und welche Voraussetzungen postwachstumsorientiertes Wohnen braucht.

Als Ziel dieser Arbeit wird ein Kriterienkatalog erstellt, welcher für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte relevant ist.

Im Einzelnen werden folgende Teilfragen am Beispiel der Stadt Zürich bearbeitet:

- Welches sind die Kriterien für eine zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung und was braucht es, damit diese erfüllt werden?
- Wo liegen die Herausforderungen bei der Erstellung und Planung solcher Wohnbauprojekte?
- Inwiefern sind die Anforderungen an nachhaltiges, ökologisches und soziales Wohnen bereits postwachstumsorientiert?
- Inwiefern haben die Akteure der Wohnraumentwicklung eine Verantwortung, die Transformation in eine Postwachstums-Zukunft zu unterstützen oder gar voranzutreiben?

Der Fokus dieser Masterarbeit liegt innerhalb der Stadtentwicklung auf dem Aspekt Wohnen und dem dafür notwendigen Wohnraum. Angrenzende Themen wie Mobilität oder Arbeiten werden nicht angeschaut. Ausserdem wird nur das Wohnen in der Stadt betrachtet. Der Wohnraum der Agglomerationen oder auch der ländlichen Regionen hat unterschiedliche Merkmale.

### 1.3 Stand der Forschung

Die Wachstumskritik ist ein in der Literatur vielbehandeltes Thema und wird von verschiedenen Autoren ausführlich diskutiert. Für diese Arbeit wurden vor allem die Werke von Tim Jackson «*Prosperity without growth*» (Jackson 2017) und von Peter Victor «*Managing without growth*» (Victor 2008) als Grundlagenliteratur verwendet.

Die Ursprünge der Postwachstumsdebatte und verwandte Begriffe wie Degrowth sind ebenfalls gut dokumentiert. Als Grundlage wurde das Buch von Matthias Schmelzer und Andrea Vetter «*Postwachstum/Degrowth: Zur Einführung*» (Schmelzer & Vetter 2019) verwendet. Dieses Werk, welches im Frühjahr dieses Jahres erschienen ist, hat erstmals versucht, eine systematische Einführung in die inter- und transdisziplinäre wissenschaftliche Debatte über Postwachstum zu geben. Das Buch liefert einen guten Überblick über die Thematik und beinhaltet sowohl die Ursprünge, als auch die verschiedenen Stränge der Debatte. Auf der konzeptionellen Ebene sind zusätzlich die Ansätze von Niko Paech zur Postwachstumsökonomie (Paech 2012), Irmi Seidl und Angelika Zahrt zur Postwachstumsgesellschaft (Seidl & Zahrt 2010), sowie Publikationen von Serge Latouche (Latouche 2009) relevant.

Neben den Grundlagentexten wird das Thema Postwachstum meist angewandt an verschiedenen Beispielen behandelt. Aus dieser gesellschaftspolitischen und aktivistischen Debatte gibt es zahlreiche alternative Lösungsansätze zum bestehenden Wachstumsparadigma, die sich mit regionalen Netzwerken und Bürgerbewegungen beschäftigen. Dies sind beispielsweise Ansätze zum Teilen und gemeinsamen Nutzen, Transition Towns oder Urban Gardening Gruppen.

Der «*Blog Postwachstum*» bietet zudem einen interessanten Überblick zu aktuellen Themen, Visionen und Gestaltungsideen für eine Postwachstumsgesellschaft (Blog Postwachstum 2019). Der Blog hat sich im Laufe der letzten Jahre zu einem Debattenblog mit über 200 Autorinnen und Autoren aus der Zivilgesellschaft, Politik, Wissenschaft und Wirtschaft entwickelt. Auch an den grossen, internationalen Degrowth Konferenzen, die seit 2008 alle zwei Jahre durchgeführt werden, wird die Debatte weitergeführt (degrowth.info 2019b).

Die Stadtforschung ist ein sehr interdisziplinäres Feld, was dazu führt, dass das Phänomen Stadt in der Literatur stets aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet wird, im Detail wird aber in dieser Arbeit nicht darauf eingegangen. Für die Erarbeitung der theoretischen Grundlagen im Bereich Wohnen in der Stadt wurde hauptsächlich graue Literatur verwendet. Die wichtigsten Publikationen stammen aus den Ämtern des Kantons Zürich und der Stadt Zürich oder wurden im Auftrag von den Behörden von externen Beauftragten erstellt.

Stadt- und Wohnraumentwicklung mit dem Thema Postwachstum zu verbinden ist neu und die Beziehung ist noch unklar. Anfang 2019 ist erstmals ein Sammelband mit dem Titel «*Housing for Degrowth – Principles, models, challenges and opportunities*» (Nelson & Schneider 2019)

erschienen, welcher versucht das Thema Wohnen und Postwachstum zu verknüpfen. Die Autorinnen und Autoren adressieren erstmals Herausforderungen zu unbezahlbaren, nicht nachhaltigen und unsozialen Entwicklungen im Bereich Wohnen und beschreiben Postwachstumsansätze fürs Wohnen. Dabei werden Beispiele von unterschiedlichen Ansätzen weltweit vorgestellt. Es gibt Beiträge über Hausbesetzungen, sowie zu kollektivem Wohnen und architektonischen Innovationen. Dennoch ist es schwierig, die einzelnen Beiträge in einen grösseren Kontext zu bringen. Daneben gibt es nur wenig Literatur, die sich mit postwachstumsorientierten Ansätzen im Bereich Wohnen beschäftigt.

#### **1.4 Methodisches Vorgehen**

Für diese Masterarbeit wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt. Dabei werden die interpretativ-verstehenden Erhebungstechniken nach Matissek et al (2010:142) angewendet. Die qualitativen Daten werden mit Hilfe von «teilnehmende Beobachtungen, qualitative Interviews sowie Suche und Auswahl von bereits bestehenden Texten» (Matissek et al 2010:142) gewonnen. Hauptbestandteil dieser Arbeit stellen Daten dar, welche mittels teilstrukturierten Interviews mit Expertinnen und Experten erhoben wurden. Es konnten 17 Befragungen mit Personen aus Genossenschaften und der Stadtentwicklung, sowie der Wissenschaft durchgeführt werden. Für die Datenauswertung wurde eine qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) angewendet. Die detaillierte Beschreibung zur Methodik folgt im Kapitel 4.

#### **1.5 Aufbau**

Die vorliegende Masterarbeit ist in sieben Kapitel gegliedert. Im Kapitel 2 werden die theoretischen Grundlagen zum Thema Postwachstum aufgearbeitet und die wichtigsten Begriffe und Konzepte erklärt. Danach folgen im Kapitel 3 die theoretischen Grundlagen zum Thema Wohnen in der Stadt und die Ausgangslage in der Stadt Zürich. Anschliessend wird im Kapitel 4 das methodische Vorgehen für die Durchführung der Leitfadeninterviews und die Auswertung der Daten erklärt. Dabei wird zuerst das qualitative Vorgehen begründet und die Auswahl der Fallgruppen aufgezeigt. Anschliessend wird näher auf die Datenerhebungsmethode der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung eingegangen und das Vorgehen der Inhaltsanalyse erklärt, gefolgt von einer kritischen Auseinandersetzung des methodischen Vorgehens. Im Kapitel 5 werden die Ergebnisse aus den Interviews dargestellt. Schliesslich folgt im Kapitel 6 die Diskussion der Resultate, welche die Verknüpfung der erhobenen Daten mit der Theorie aufzeigt und die Beantwortung der Forschungsfragen beinhaltet. Abschliessend folgen die Schlussfolgerungen und ein Ausblick im Kapitel 7.

## **2. Theoretische Grundlagen – Postwachstum**

Eine Hinführung zum Thema Postwachstum erfolgt in einer ersten Phase durch die kurze Veranschaulichung des Wachstumsmodells der Wirtschaft. Danach werden die Strömungen der Wachstumskritik erläutert und auf den Ursprung der Kritik und die Begriffe der Nachhaltigkeit und des Grünen Wachstums eingegangen. Im Anschluss werden wachstumskritische Ansätze betrachtet, gefolgt von einer Erläuterung, warum Postwachstumsansätze einen Gegenentwurf zum bestehenden Wachstumsparadigma bilden.

### **2.1 Wirtschaftswachstumskritik**

«Wie kommt es, dass wir, obwohl wir schon so viel haben, immer noch hungrig sind nach mehr? Wäre es nicht vielleicht besser in den entwickelten Volkswirtschaften das rücksichtslose Wachstumsstreben zu stoppen und sich stattdessen darauf zu konzentrieren, die verfügbaren Ressourcen besser zu verteilen?» (Jackson 2017:37).

#### **2.1.1 Wachstumsparadigma**

Der Motor eines kapitalistischen Systems ist Wachstum, was per Definition die zahlenmäßige Zunahme bestimmter Faktoren ist. Des Weiteren ist das unablässige Streben nach immer mehr fest in Politik und Wirtschaft verankert (Schäfer 2018). Seit der Nachkriegszeit sind unsere Lebensweisen und Wertvorstellungen vom Wirtschaftswachstum geprägt. Wirtschaftswachstum ist definiert als eine Zunahme der monetär erfassten Wirtschaftsleistung in einer Volkswirtschaft, gemessen anhand des Bruttoinlandprodukts (BIP) (Seidl & Zahrnt 2010:24). Das BIP ist der «Geldwert der Güter und Dienstleistungen, die innerhalb einer bestimmten Nation oder Region produziert und konsumiert werden» (Jackson 2017:36). Die Masseinheit des Wirtschaftswachstums ist daher die prozentuale Veränderung des BIPs.

Ein weitreichendes Wachstumsparadigma geht heute davon aus, dass wirtschaftliches Wachstum ein Zeichen für die Steigerung des Wohlstandes in einer Gesellschaft ist, Armut verringert wird und der Reichtum der Bevölkerung erhöht werden kann. Obwohl es keine allgemein anerkannte Definition des Begriffs Wohlstand gibt, bezieht sich Wohlstand meist auf materielle Werte, also Geld und Eigentum (DGVN 2019:1). Die Lehrmeinung besagt, dass höhere Einkommen aufgrund steigender Konsummöglichkeiten zu mehr Wohlstand führen. Einkommen und Konsummöglichkeiten sind daher die zentralen Faktoren des Wohlstands (Hankammer 2014:1/2, Jackson 2017:36/37, Seidl & Zahrnt 2010:26, Victor 2008:9). Niemand würde in Frage stellen, dass das Wirtschaftswachstum seit der Nachkriegszeit in vielen Ländern Wohlstand gebracht hat und die Lebensqualität von vielen verbessert wurde. Denn, grundsätzlich leben wir länger und führen in hochentwickelten Industrienationen ein komfortables Leben (Victor 2008:154).

### **2.1.2 Ursprung der Wachstumskritik**

In der Literatur gibt es hauptsächlich zwei Strömungen, welche das ökonomische Wachstumsstreben kritisieren. Der prominenteste Aspekt geht von der Begründung aus, dass Wirtschaftswachstum zu irreversiblen Schäden der Natur führt. Eine zweite wichtige Strömung begründet die Kritik mit der Annahme, dass es nur einen sehr schwachen Zusammenhang zwischen materiellem Wohlstand und Lebenszufriedenheit gibt und daher Wohlstand auch ohne ökonomisches Wachstum möglich sei. Nachfolgend wird auf beide Strömungen der Wachstumskritik kurz eingegangen.

#### **Fehlender Wohlstand durch Wachstum**

Wächst das BIP in einer Volkswirtschaft, heisst das nicht zwangsläufig, dass der Wohlstand eines einzelnen gestiegen ist. Steigende Ausgaben für Gesundheitskosten, Reparaturzahlungen, sowie Staatsausgaben für Polizei und Verteidigung fliessen positiv ins BIP ein, wirken sich jedoch eher negativ auf den Wohlstand in einem Staat aus. Ausserdem scheint es problematisch, dass viele Tätigkeiten, wie unbezahlte Hausarbeit und Freiwilligenarbeit, nicht ins BIP einfliessen (Victor 2008:9). Es ist bewiesen, dass eine Steigerung des BIPs, beziehungsweise steigendes Einkommen, nur bis zu einem gewissen Grad zu mehr Zufriedenheit führt und irgendwann nicht mehr zielführend ist, da Aspekte wie Wohlbefinden und soziale Gerechtigkeit an viel mehr als nur an Einkommen gebunden sind (Victor 2008:124-153). Richard A. Easterlin (Easterlin 1974) untersuchte bereits im Jahr 1974 in einer grossen Umfrage den Zusammenhang zwischen Einkommen und der subjektiven Lebenszufriedenheit der Befragten. Das sogenannte Easterlin-Paradox besagt, dass eine weitere Steigerung des Einkommens, nach dem Erreichen eines gewissen Niveaus, nicht mehr zu einer Erhöhung des Wohlbefindens führt.

#### **Ökologische Grenzen des Wachstums**

Neben der Erkenntnis, dass dauerhaftes Wachstum für eine Erhöhung der Lebenszufriedenheit irgendwann nicht mehr zielführend ist, stellt sich auch die Frage, ob dauerhaftes Wachstum ökologisch überhaupt möglich ist. Die Schattenseite des Wirtschaftswachstums ist der stetig steigende Energie- und Ressourcenverbrauch und dadurch die Verursachung globaler ökologischer Probleme. Jackson (2017:15) gibt dazu eine logische Erklärung:

«Gleichzeitig ist aber auch klar, dass der materiellen Expansion auf einem endlichen Planeten zwangsläufig irgendwo Grenzen gesetzt sind. Eine wachsende Bevölkerung mit unersättlichen materiellen Ansprüchen ist schwer vereinbar mit der endlichen Natur unserer Heimat Erde» (Jackson 2017:15).

Zahlreiche wissenschaftliche Studien, Zukunftsszenarien und Konzepte wie beispielsweise der ökologische Fussabdruck (Wackernagel & Rees 1996) und planetare Grenzen (Steffen et al 2015)

zeigen auf, dass der Mensch einen gravierenden Einfluss auf die ökologischen Prozesse genommen hat. Die Debatte um die ökologischen Grenzen des Wachstums ist keinesfalls neu, schon die im Jahr 1972 veröffentlichte Studie «*Limits to Growth*» von Meadows et al (1972) hat aufgezeigt, was bei kontinuierlichem Wachstum die Zukunft der Weltwirtschaft sein wird. Die zentrale Schlussfolgerung des Berichts hat darauf eine klare Antwort formuliert:

*«If the present growth trends in world population, industrialization, pollution, food production, and resource depletion continue unchanged, the limits to growth on this planet will be reached sometime within the next one hundred years. The most probable result will be a rather sudden and uncontrollable decline in both population and industrial capacity»* (Meadows et al 1972:23).

Im selben Jahr wurde das Thema der Ausbeutung natürlicher Ressourcen international erstmals an der United Nation (UN) Konferenz in Stockholm diskutiert.

### **2.3 Nachhaltigkeit**

Im Jahr 1987 publizierte die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (WCED) den nach dem Vorsitzenden Gro Harlem Brundtland benannten Bericht «*Our Common Future*» (WCED 1987). Mit dem Brundtland-Report ist Nachhaltigkeit zum ersten Mal zu einem Element der öffentlichen Debatte geworden. Der Bericht fordert eine Strategie, welche Entwicklung und Umwelt zusammenbringt, was heute als «Nachhaltige Entwicklung» umschrieben wird. Nachhaltige Entwicklung wird im Brundtland-Bericht als Entwicklung definiert, welche die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen können (WCED 1987:37).

An der UN Konferenz in Rio de Janeiro im Jahr 1992 wurde das Konzept einer nachhaltigen Entwicklung dann zum Schlüsselbegriff und Leitbild des 21. Jahrhunderts (Hankammer 2014:19). «Mit nachhaltiger Entwicklung sollten die Zerstörung von Umwelt und Natur beendet und die weltweite Armut besiegt, weltweite und generationenübergreifende Gerechtigkeit erreicht und ökonomische, ökologische und soziale Ziele harmonisch miteinander verbunden werden» (Seidl & Zahrnt 2010:28). In der Agenda 21, einem Aktionsprogramm für das 21. Jahrhundert, welches als Ergebnis der Konferenz von 1992 entstanden ist, sind erstmals westliche Konsumgewohnheiten als unvereinbar mit einer nachhaltigen Entwicklung betrachtet worden (UNCED 1992).

Bereits seit über 20 Jahren wird darüber diskutiert, dass es ein globales Ziel sein muss, unseren Planeten zu schützen, damit ein würdiges Leben für alle Menschen und auch für die zukünftigen Generationen auf der Welt möglich ist.



Nachdem die Idee der Endlichkeit von natürlichen Ressourcen akzeptiert ist, sind Viele der Überzeugung, dass sich Nachhaltigkeit und Wirtschaftswachstum vereinen lassen. Es ist aber seit Jahren eine umstrittene Frage, ob das Wirtschaftswachstum erfolgreich vom Verbrauch der natürlichen Ressourcen losgelöst werden kann. Dies suggerieren Ansätze zu grünem Wachstum und beispielsweise auch die «*Sustainable Development Goals*» (SDG) der UN (UNDP 2019).

## **2.4 Grünes Wachstum**

Trotz der Kritik am rein quantitativen Wachstum, erscheint für Viele eine Wirtschaft ohne Wachstum als nicht erstrebenswert und sehen deshalb die Lösung für Umweltprobleme in den Ansätzen einer Grünen Wirtschaft. Eine solche möchte mit Hilfe von technologischen Innovationen und Eigentum ersetzenden Dienstleistungen den Ressourcenverbrauch von der Umweltbelastung entkoppeln (Paech 2009:84). Mit einer Grünen Wirtschaft wird das Wohlbefinden der Menschen und eine soziale Gerechtigkeit gefördert sowie gleichzeitig die Umweltbelastung reduziert. Das Konzept einer Grünen Wirtschaft wurde zum Treiber vieler Regierungen für eine strategische Ausrichtung in Richtung Nachhaltigkeit (UNEP 2011).

Grünes Wachstum beschreibt eine Alternative zum klassischen Wirtschaftswachstumsparadigma und lässt so die ökonomische Wertschöpfung weiter steigen, ohne ökologische Belastungen hervorzurufen. Wirtschaftliches Wachstum wäre dann innerhalb der ökologischen Grenzen weiterhin möglich (Paech 2009:84). «Die Erschließung neuer grüner Märkte, die Entwicklung von Ökoinnovationen und das Management von Ökosystemdienstleistungen schaffen Wettbewerbsvorteile und neue Geschäftsfelder, so die These» (BMNT 2012:16).

Grünes Wachstum und Grüne Wirtschaft sind politische Strategien, um nachhaltige Entwicklung zu implementieren, ohne dabei auf Wachstum zu verzichten.

## **2.5 Wachstumskritische Ansätze**

Falls die Lösung des Ressourcenverbrauches von der Umweltbelastung aber nicht möglich ist, steht wirtschaftliches Wachstum einer nachhaltigen Entwicklung gegenüber. Die Vertreterinnen und Vertreter von wachstumskritischen Ansätzen sind sich einig, dass eine Ausweitung des westlichen Wirtschaftsmodells und eine Generalisierung des derzeitigen Lebensstils auf alle Menschen ökologisch nicht möglich ist (Jackson 2017, Victor 2008, Seidl & Zahrt 2010, Peach 2009).

Die Kritikerinnen und Kritiker heben weiter hervor, dass eine absolute Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Energie- und Ressourcenverbrauch durch rein technologische Innovationen nicht machbar ist. Hier muss zwischen relativer und absoluter Entkoppelung unterschieden werden. Bei der relativen Entkoppelung geht es primär um eine Effizienzverbesserung, was aber nichts darüber aussagt, ob insgesamt weniger Material

verbraucht wird oder weniger Schadstoffe emittiert werden. Bei einer absoluten Entkoppelung muss der Ressourcenverbrauch in absoluten Zahlen abnehmen, während die Wirtschaftsleistung gleichzeitig weiter ansteigt (Jackson 2017:137).

Seit den ersten kritischen Stimmen zum Wirtschaftswachstum haben sich zahlreiche wachstumsunabhängige Alternativen gebildet, woraus vielfältige, wachstumskritische Bewegungen entstanden sind. All diese Ansätze gehen davon aus, dass es für eine Zukunft auf der Erde eine Abkehr vom Glauben an ein unendliches Wachstum braucht und Wohlstand auch ohne Wirtschaftswachstum erreicht werden kann. Die einen Ansätze fokussieren dabei mehr auf Lösungen, die uns weniger vom Wachstum abhängig machen sollen, bei anderen steht das Wohlbefinden des Menschen im Zentrum.

Die folgende Tabelle zeigt verschiedene Ansätze der wachstumskritischen Debatte auf. Sie erhebt keinen Anspruch vollständig zu sein, möchte jedoch einen Überblick über die prominentesten Vertreterinnen und Vertreter und deren Ideen vermitteln. Zudem ist sie weder als chronologische Abfolge der Entstehung der Konzepte zu verstehen noch gibt es scharfe Trennlinien, sodass sich einige Inhalte überschneiden können.

*Tabelle 1: Wachstumskritische Ansätze*

<b>Begriff</b>	<b>Beschreibung</b>	<b>prominente VertreterInnen</b>
<b>Buen vivir</b>	Ein Südamerikanisches Entwicklungsmodell für ein gutes Leben.  «Buen Vivir» bedeutet ein Recht auf gutes Leben und die Natur und hat in Ecuador und Bolivien Verfassungsrang erhalten. Das Konzept beruft sich auf indigene Traditionen im Andenraum und distanziert sich klar vom westlichen Wohlstandsparadigma (Fatheuer 2011).	Alberto <b>Acosta</b>  Eduardo <b>Gudynas</b>
<b>Solidarische Ökonomie</b>	Gemeinwohlorientierte, basisdemokratische und bedürfnisorientierte Wirtschaftskonzepte, die meist auf einer lokalen Ebene angesiedelt sind.  Es gibt sehr viele unterschiedliche theoretische Konzepte und praktische Beispiele:  selbstverwaltete Betriebe, lokale Direktvermarkter, Tauschringe und fairer Handel über Genossenschaften, Ökodörfer, Regionalwährungen, Garten- oder Wohnraumprojekte, Urban Gardening, Open-Source-Projekte und gemeinschaftlich organisierte Gesundheits-, Kultur-, und Bildungseinrichtungen (BMNT 2012:48)	Sehr viele unterschiedliche Akteure

<p><b>Transition Bewegung</b></p>	<p>Lokale, resiliente und autarke Bürgerinnen- und Bürger-Gemeinschaften, die sich zusammenschliessen, um ihren CO<sub>2</sub> Fussbadruck zu minimieren und ihre Resilienz gegenüber der Erdölknappheit zu erhöhen.</p> <p>Die ersten Transition Towns sind in Irland und England um das Jahr 2005 unter der Initiative von Rob Hopkins gegründet worden. Die Transition Bewegung ist mittlerweile weltweit aktiv und sehr vielfältig (BMNT 2012:50-51).</p> <p>«Sie ist eine Grassroots-Bewegung, die die Antwort auf Klimawandel und Peak Oil darin sieht, die Gesellschaft in einer optimistischen und kreativen Weise erdölunabhängig und resilient zu gestalten» (BMNT 2012:51).</p>	<p><b>Rob Hopkins</b> und viele weitere Initiantinnen und Initianten</p>
<p><b>Steady State Economy (Stationäre Wirtschaft)</b></p>	<p>Das Konzept einer stationären Wirtschaft geht auf Herman Daly zurück, der in seinem Buch «<i>Steady State Economics</i>» (Daly 1991) die Frage der optimalen physischen Grösse der Wirtschaft diskutiert. Sein Konzept basiert auf den Gesetzen der Thermodynamik. Er weist darauf hin, dass die Wirtschaft in ökologische Systeme eingebettet ist und langsam an deren Grenzen stösst. Wirtschaftswachstum schafft keinen Wohlstand mehr (Daly 1991).</p>	<p><b>Herman Daly</b></p>
<p><b>Decroissance</b></p>	<p>Der Begriff hat seinen Ursprung in Frankreich und ist vor allem dort, in Spanien und Italien prominent.</p> <p>In den 1970er Jahren nach dem Erscheinen des Berichts «<i>Grenzen des Wachstums</i>» (Meadows et al 1972) tauchte der französische Begriff Decroissance immer wieder auf und gab der Wachstumskritik erstmals einen Namen. Nicholas Georgescu-Roegen war ein Vordenker der Bewegung und hat bereits in den 1970er Jahren zahlreiche Artikel über Degrowth, (der englischen Übersetzung) verfasst. Die Diskussionen traten dann aber schnell wieder in den Hintergrund und wurden erst 30 Jahre später wieder Teil der internationalen wachstumskritischen Debatte. Der französische Ökonom und Philosoph Serge Latouche hat den Begriff Decroissance stark geprägt.</p> <p>Decroissance ist ein politischer Slogan, der aufzeigt, dass wir uns von dem Ziel des exponentiellen Wirtschaftswachstums verabschieden müssen, denn sonst sind die Folgen für die Umwelt und damit auch für die Menschheit verheerend. Das Ziel soll sein, eine Gesellschaft zu bilden, in der wir ein besseres Leben führen können, indem wir weniger Arbeiten und weniger Konsumieren (Latouche 2009).</p>	<p><b>Nicholas G. Roegen</b> <b>Serge Latouche</b></p>

<b>Degrowth &amp; Postwachstum</b>	<p>Nachdem die Diskussionen aus den 70er Jahren zunehmend in Vergessenheit geraten sind, hat die Bewegung in den letzten Jahren wieder einen Aufschwung erlebt. Degrowth wurde erst als Slogan von Aktivisten für die Kritik am Wirtschaftssystem benutzt und fand dann mit der ersten Degrowth Konferenz im Jahr 2008 in Paris Platz auf der internationalen Forschungsagenda und wurde zum Schlüsselbegriff einer gesellschaftlichen Bewegung (Demaria et al 2013:204).</p> <p>In der deutschsprachigen Literatur hat sich der Begriff Postwachstum etabliert. Schmelzer &amp; Vetter benutzen die beiden Begriffe weitgehend synonym:</p> <p>«Postwachstum bzw. Degrowth – so unsere Argumentation – ist zum einen eine grundlegende Kritik an der Hegemonie des Wirtschaftswachstums, in der sich auf produktive Art und Weise unterschiedliche Stränge der Wachstums- und Gesellschaftskritik verbinden» (Schmelzer &amp; Vetter 2019:14).</p> <p><i>Auf Degrowth/Postwachstum wird im nächsten Abschnitt noch genauer eingegangen.</i></p>	<p><b>Tim Jackson</b>  <b>Peter Victor</b>  Giacoma <b>D’Alisa</b>  Frederico <b>Demaria</b>  Giorgios <b>Kallis</b>  Francois <b>Schneider</b>  Joan <b>Martinez-Alier</b>  Und viele mehr</p>
<b>Postwachstums-ökonomie</b>	<p>Niko Paech schlägt eine Postwachstumsökonomie als Alternative vor, die sich an Suffizienz und Subsistenz orientiert. Dabei geht es um einen Rückbau arbeitsteiliger und industrieller Wertschöpfungsprozesse, damit lokale und regionale Selbstversorgung wieder möglich wird. Die Aussicht auf mehr Zeit und Glück für den Menschen steht dabei im Zentrum (Paech 2012).</p>	<p><b>Niko Paech</b></p>
<b>Postwachstums-gesellschaft</b>	<p>Neben einem ökonomischen, technischen und strukturellen Wandel braucht es vor allem einen gesellschaftlichen Wandel, um sich vom Wachstumszwang zu befreien. Dabei steht die Umstrukturierung zentraler Gesellschaftsbereiche und Institutionen, wie die Alterssicherung, das Gesundheitswesen oder die Staatsfinanzierung im Zentrum. All diese Bereiche, die heute vom Wachstum abhängig sind, müssen umgestaltet werden, damit das Wachstumsziel erfolgreich aufgegeben werden kann (Seidl &amp; Zahrnt 2010).</p>	<p><b>Irmi Seidl</b>  Angelika <b>Zahrnt</b></p>

## 2.6 Degrowth/Postwachstum

«Unter Degrowth oder Postwachstum verstehen wir eine Wirtschaftsweise und Gesellschaftsform, die das Wohlergehen aller zum Ziel hat und die ökologischen Lebensgrundlagen erhält. Dafür ist eine grundlegende Veränderung unserer Lebenswelt und ein umfassender kultureller Wandel notwendig» (Degrowth.info 2019a)

Postwachstum hat sich parallel zum englischen Begriff Degrowth etabliert und ist vor allem in der deutschsprachigen Literatur präsent. Postwachstum ist aber nicht als Übersetzung von Degrowth entstanden. Eine deutsche Übersetzung für Degrowth gibt es nicht und Begriffe wie «Wachstumsrücknahme» oder «Entwachstum» haben sich nicht durchgesetzt. Gemäss Schmelzer & Vetter (2019:15-16) kann der Begriff Postwachstum aber weitgehend synonym zu Degrowth verwendet werden, da sich die Konzepte nicht gegenseitig ausschliessen. Postwachstum ist zudem «etwas offener als Degrowth, weil er keine Dichotomie zu «Wachstum» aufmacht, sondern auf eine Zukunft jenseits von Wirtschaftswachstum und Steigerung fokussiert» (Schmelzer & Vetter 2019:16). Postwachstum wird auch in dieser Arbeit als Überbegriff für die deutschsprachige und internationale Diskussion verwendet und schliesst die Debatte um Degrowth mit ein.

Postwachstum konfrontiert die dominanten Paradigmen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und stellt die Selbstverständlichkeit von Wachstum als politisches Ziel in Frage. Dabei kommen unterschiedliche Akteure aus sozialen Bewegungen und alternativ-ökonomischen Strömungen zusammen, die auf verschiedene gesellschaftliche Aspekte fokussieren (Schmelzer & Vetter 2019:13, Demaria et al 2013:193-210).

### 2.6.1 Stränge der Wachstums- und Gesellschaftskritik

Schmelzer und Vetter (2019) haben sieben Stränge der Wachstums- und Gesellschaftskritik herausgearbeitet, welche die Grundlage für die verschiedenen wachstumskritischen Argumente in der Postwachstumsdiskussion bilden:

#### 1. Ökologische Wachstumskritik

Die Kernbotschaft lautet, dass unendliches Wachstum auf einem endlichen Planeten nicht möglich ist, was ein Dilemma zur Folge hat: «Sollen die ökologischen Grundlagen menschlichen Lebens nicht noch weiter zerstört werden, muss der Materialdurchfluss der Wirtschaft in den nächsten Jahren sehr schnell reduziert werden, was bei gleichzeitigem Wirtschaftswachstum nicht möglich ist» (Schmelzer & Vetter 2019:82).

#### 2. Sozial-ökonomische Wachstumskritik

Im Globalen Norden kann die Lebensqualität nicht mehr durch Wirtschaftswachstum erhöht werden, weshalb Wirtschaftswachstum nicht länger wünschenswert ist. Ausserdem ist es bewiesen, dass Lebensqualität nicht von Wachstum abhängig ist, sondern beispielsweise von

Gleichheit, Zeitwohlstand, Vertrauen, sozialer Absicherung, politischer Teilhabe und Aufwertung der Sorgearbeit (Schmelzer & Vetter 2019:90).

### 3. Kulturelle Wachstumskritik

Bei der kulturellen Kritik sind die Entfremdung und die Frage von welchem Menschenbild gesprochen wird, wenn es um Gesellschaften geht, zentral. Menschen sind als Subjekte einer Wachstumsgesellschaft geformt worden: Menschen sind nicht prinzipiell eigennützig, habgierig oder unersättlich. Die Behauptung, der Mensch sei ein rationaler Nutzenmaximierer, ist ein ideologisches Konstrukt und nicht wissenschaftlich belegt. Vielmehr ist er ein komplexes soziales Beziehungswesen mit vielfältigen Interessen (Schmelzer & Vetter 2019:92-93).

### 4. Kapitalismuskritik

Der Kapitalismus funktioniert nur durch den wettbewerbsbedingten Zwang zur Akkumulation und basiert grundlegend auf Expansion und Steigerung. Bleibt Wachstum aus, funktioniert der Kapitalismus nicht, was eine kapitalistische sowie immer auch eine soziale Krise zur Folge hat, da unsere Gesellschaft darauf abgestimmt ist (Schmelzer & Vetter 2019:102-103).

### 5. Feministische Wachstumskritik

Lebensnotwendige reproduktive Arbeiten, die meistens von Frauen ausgeführt werden, sind in einem auf Wirtschaftswachstum ausgerichteten System nicht mitgedacht und werden entwertet und prekariert. Diese Arbeiten befinden sich in einer Krise, da sie zusätzlich oft schlecht oder gar nicht entlohnt werden. Das führt zu einer negativen Entwicklung des Mensch-Natur-Verhältnisses (Schmelzer & Vetter 2019:111).

### 6. Industrialismuskritik

Die «Industrialismuskritik argumentiert, dass die durch Wettbewerb angetriebene technische Entwicklung und die damit verbundene Steigerung der Produktivität selbst als Wachstumstreiber agieren; dass Technik nicht neutral ist und daher nicht einfach von der Profitlogik abzulösen ist; und dass eine zunehmende Technisierung die Selbstbestimmung von Menschen in Arbeits- und Alltagswelt behindert» (Schmelzer & Vetter 2019:121).

### 7. Süd-Nord-Kritik

Diese Kritik besagt, dass die Länder im Globalen Süden auf abhängige Rohstofflieferanten ohne eigene Wertschöpfungskette reduziert werden und dass Wachstum im Globalen Norden auf neokoloniale Aneignung, extraktivistischer Naturausbeutung und Externalisierung sozialer und ökologischer Kosten basiert (Schmelzer & Vetter 2019:130). «Daher, so das Argument, könne die imperiale Lebensweise der Wachstumsgesellschaften auch nicht verallgemeinert werden» (Schmelzer & Vetter 2019:21).

Diese sieben Stränge der Wachstums- und Gesellschaftskritiken bilden eine zentrale Basis der Postwachstumsdiskussion. Darüber hinaus geht es bei Postwachstum aber darum, all diese Kritiken zusammenzudenken und nach Alternativen zu suchen, damit Praktiken und alternative Lebensweisen entwickelt werden können (Schmelzer & Vetter 2019:21-22):

«Postwachstum, wie es in der internationalen und deutschsprachigen Degrowth- bzw. Postwachstumsdiskussion eingeführt wurde, ist ein explizit normatives Konzept – es geht um die Konturen eines wünschenswerten, demokratischen Transformationsprozesses» (Schmelzer & Vetter 2019:16-17).

### **2.6.2 Zieldimensionen**

Es gibt zahlreiche Vorstellungen, wie diese Transformationsprozesse aussehen können. Dazu haben Schmelzer & Vetter (2019:24ff) drei Zieldimensionen von Postwachstum vorgeschlagen, die es bei Transformationsprozessen als Kernanliegen zu beachten gilt. In den folgenden Abschnitten wird genauer auf die drei Zieldimensionen eingegangen.

#### **Globale ökologische Gerechtigkeit**

Langfristig darf die ökologische Tragfähigkeit des Planeten nicht überschritten werden. Nur durch eine Reduktion der Wirtschaftsleistung und einen Umbau der Produktion und Konsummuster im globalen Norden wird es möglich sein, den Durchsatz an Materien und Emissionen zu verringern, damit niemand auf Kosten anderer leben kann. Diese Deprivilegierung ist die Voraussetzung für eine Postwachstumszukunft. Die wirtschaftliche Schrumpfung ist dabei aber nicht das Ziel von Postwachstum. «Die Wachstumsrücknahme muss dabei differenziert geschehen: Es geht um das selektive Wachstum – einige sagen lieber das Prosperieren oder «Blühen» – bestimmter zukunftsfähiger, sozialer und ökologischer Sektoren sowie deren Aktivitäten und den gleichzeitigen Rückbau jener Bereiche gesellschaftlicher Aktivität, die dies nicht sind» (Schmelzer & Vetter 2019:25). Für den Globalen Süden bedeutet Postwachstum, dass die von Armut betroffenen Menschen so rasch wie möglich den Konsum auf eine nachhaltige Weise erhöhen, damit ein menschenwürdiges Leben möglich wird (Schmelzer & Vetter 2019:161).

#### **Soziale Gerechtigkeit, Selbstbestimmung und ein gutes Leben**

Die Vertiefung demokratischer Prozesse und die Suche nach einem umfassenden Verständnis eines guten Lebens stehen bei dieser Zieldimension im Zentrum. Es ist dabei eine Herausforderung, die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte, die in den letzten Jahrhunderten erkämpft wurden, zu erhalten. «Postwachstumsvorschläge beschäftigen sich daher zum einen damit, wie ohne Wachstum soziale Gerechtigkeit gestärkt werden kann – durch Politiken der radikalen Umverteilung von Einkommen, Vermögen und Arbeit sowie durch eine für alle zugängliche umfassende Daseinsvorsorge» (Schmelzer & Vetter 2019:25-26). Eine

weitere Forderung ist die kollektive Selbstbestimmung, oft verstanden als gesellschaftliche Selbstverwaltung. Dabei geht es um transparente und kontrollierbare Institutionen und Strukturen, wie ein kommunaler Energieversorger oder öffentliche Banken und Bildungseinrichtungen (Schmelzer & Vetter 2019:167). Übergreifend gilt es, in einem umfassenden Sinne, ein gutes Leben für alle anzustreben. Dabei geht es nicht darum, möglichst viele Güter zu besitzen, sondern um ein umfassendes Verständnis von Wohlstand. Es geht vielmehr um den Menschen als soziales Wesen, stabile und intensive Beziehungen, sowie Sinnhaftigkeit (Schmelzer & Vetter 2019:169).

### **Wachstumsunabhängigkeit**

Heute ist Wirtschaftswachstum eine notwendige Bedingung für das Funktionieren zahlreicher Institutionen, wie Versicherungen oder die Altersvorsorge. Andere Bereiche, wie das Schulwesen sind insofern auf Wachstum angewiesen, da sie durch Steuereinnahmen finanziert werden. Eine Verringerung der Einnahmen führt zu öffentlichen Sparmassnahmen und beispielsweise zu grösseren Schulklassen. In den heutigen Wachstumsgesellschaften führt eine Reduktion der Wirtschaftsleistung zu Rezession, also zu sozialen Kürzungen und Verarmung. In einer Postwachstumszukunft werden die nötigen Bereiche so angepasst, dass sie nicht auf Wirtschaftswachstum angewiesen sind (Schmelzer & Vetter 2019:171-173). Neben diesen gebauten Infrastrukturen unterliegen gemäss Schmelzer & Vetter (2019:173) auch unsere mentalen Infrastrukturen einer Steigerungs- und Beschleunigungslogik, welche es zu überwinden gilt. Abschliessend wird auch der Kapitalismus als nicht kompatibel mit Postwachstum diskutiert, wobei es vor allem um alternative Formen des Wirtschaftens geht.



### **3. Theoretische Grundlagen – Wohnen in der Stadt**

Dieses Kapitel behandelt die theoretischen Grundlagen zum Thema Wohnen in der Stadt. Für eine bessere Übersicht wird zu Beginn auf die wichtigsten Prozesse der Stadtentwicklung eingegangen. Im Anschluss werden die Besonderheiten des Wohnungsmarktes kurz aufgezeigt, gefolgt von einem Abschnitt zum gemeinnützigen Wohnungsbau in der Schweiz. Danach werden Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen erläutert und die Themen Wohnen und Postwachstum verknüpft. Abschliessend wird die Ausgangslage in der Stadt Zürich beschrieben.

#### **3.1 Stadtentwicklung**

Heute leben rund 8.5 Millionen Menschen in der Schweiz, wovon über 5.3 Millionen im städtischen Kernraum wohnen (BFS 2017b). Seit dem Übergang ins 21. Jahrhundert sind die Städte wieder kontinuierlich gewachsen und heute zählt Zürich, die grösste Stadt der Schweiz, rund 428'737 Einwohnerinnen und Einwohner. Dies entspricht ungefähr dem Stand von 1969 (Präsidialdepartement 2019).

Zürich und auch alle anderen grösseren Städte in der Schweiz verloren in der Zeit von 1970 bis 2000 massiv an Einwohnerinnen und Einwohnern, während in den Agglomerationen die Bevölkerungszahlen stark angestiegen sind. Die Stadt Zürich verzeichnete in diesen 30 Jahren einen Bevölkerungsrückgang von 14 Prozent, was knapp 60'000 Einwohnerinnen und Einwohnern entspricht. Dieses Phänomen ist unter dem Begriff Stadtflucht oder Suburbanisierung bekannt, womit die Abwanderung der städtischen Bevölkerung ins Umland bezeichnet wird (Statistik Stadt Zürich 2005:3). Die Stadt galt als unattraktiv und vor allem jüngere Familien mit mittlerem bis höherem Einkommen sind von Zentrumslagen in die Agglomeration gezogen. Die Stadt wurde als «A-Stadt» bezeichnet, in der Alte, Arme, Alleinstehende, Alleinerziehende, Abhängige, Auszubildende, Arbeitslose, AusländerInnen, AsylbewerberInnen und AussteigerInnen zurückgeblieben sind (Frey 1996:15). Die selektive Abwanderung führte zu einer Entmischung der Bevölkerung. Hinzu kommt, dass dem überdurchschnittlichen Anteil der Personengruppen der A-Stadt nachgesagt wurde, dass sie häufig eine geringe Steuerkraft hätten und im wirtschaftlichen Wettbewerb nicht bestehen können (Frey 1996:15).

Nach der Jahrtausendwende kam es zu einer Wiederentdeckung der urbanen Qualitäten. Dieser Prozess wird in der Literatur als Reurbanisierung bezeichnet und hat zu einer sozialen Aufwertung der Innenstädte geführt (Heye & Leuthold 2006:16). «Die Jahre nach 2000 zeichneten sich durch eine Wiederentdeckung der Städte als attraktive, progressive und starke Wohn- und Wirtschaftsräume aus, die den Städten zu einem neuen Selbstbewusstsein verhelfen und auch eine Trendwende herbeiführten hin zu einem neuen Bevölkerungswachstum» (Bubenhofer 2017:13).

Für die Reurbanisierung nennt Gaebe (2004:157) diverse Gründe: gute Bausubstanz infolge Sanierungen und attraktiver Neubauten, Ausbau des öffentlichen Verkehrs, Verkehrsberuhigung und neue Park- und Grünanlagen. Diese Faktoren wurden zusätzlich durch eine Veränderung der Haushaltsstrukturen begünstigt: «Vor allem gut verdienende Single, kinderlose Paare, Selbständige und freiberuflich Tätige, junge aufstiegsorientierte und mobile Fachkräfte schätzen urbanes Leben und städtische Versorgungs- und Freizeit- und kulturelle Angebote. Das Eigenheim im «Grünen» verliert in dem Masse an Attraktivität, in dem sich die traditionellen Familien- und Haushaltsstrukturen verändern» (Gaebe 2004:157).

Im Zuge der Reurbanisierung gewann das Thema der Gentrifizierung in den Städten an Bedeutung. Unter Gentrifizierung wird die Verdrängung einer statusniedrigen Bevölkerungsschicht durch eine statushöhere Gruppe verstanden. Der Zuzug von sozial bessergestellten Gruppierungen bewirkt eine Aufwertung innerstädtische Wohngebiete und Neubauten im Luxussegment führen dazu, dass sich nicht mehr alle Bevölkerungsschichten den städtischen Wohnraum leisten können. Darunter fallen auch Personen, die in Ausbildung sind oder am Anfang der Berufstätigkeit stehen, sowie Angehörige der Alternativszenen und Künstlerinnen und Künstler (Gaebe 2004:155-156).

### **3.2 Wohnen**

«Die Befriedigung des alltäglichen Wohnbedürfnisses, d.h. von billigem, ausreichendem und zugleich hygienischem Wohnraum, gehört ähnlich wie die Sicherung von Nahrung und Bekleidung zu den ältesten Menschheitsproblemen. Das Wohnen kann zu den "sozialen Totalphänomenen" gerechnet werden, die zu allen Zeiten und Orten auftreten und mit allen anderen Lebensbereichen des Menschen direkt oder indirekt verbunden sind» (Teuteberg 1985:1).

Ein kurzer Blick auf den Schweizer Wohnungsmarkt ist nötig, um aufzuzeigen, wie die Bevölkerung zum eigenen Wohnraum kommt und wer für die Bereitstellung von Wohnraum verantwortlich ist. Es wird jedoch nicht im Detail darauf eingegangen wie der Immobilienmarkt genau funktioniert und die Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

#### **3.2.1 Wohnungsmarkt in der Schweiz**

Die Bereitstellung von Wohnraum erfolgt hauptsächlich über den Markt. Zum Immobilienmarkt gehören der Immobilienbestand und die Akteure, welche die Immobilien entwickeln, produzieren und finanzieren, aber auch jene Beteiligte, welche die Gebäude vermarkten und bewirtschaften. Die Immobilienwirtschaft ist ein wichtiger Teil der Schweizer Volkswirtschaft und trägt einen beachtlichen Teil zur Wirtschaftsleistung bei (Staub & Rütter 2014:6). «Immobilien gehören zu den wichtigsten Gütern unserer Gesellschaft – sie sind für jede Privatperson als Wohnraum

unersetzlich, haben für jedes Unternehmen als Raum- und Flächenressource zentrale und für die Öffentlichkeit kulturelle Bedeutung» (Staub & Rütter 2014:6).

Wohnen ist ein Grundbedürfnis jedes Menschen und betrifft die gesamte Bevölkerung, weshalb Wohnverhältnisse einen direkten Einfluss auf unser Wohlbefinden haben (BWO 2019). Daher ist folgendes Sozialziel in der Schweizer Bundesverfassung festgehalten:

«Bund und Kantone setzen sich in Ergänzung zu persönlicher Verantwortung und privater Initiative dafür ein, dass Wohnungssuchende für sich und ihre Familie eine angemessene Wohnung zu tragbaren Bedingungen finden können» (BV 2018: Artikel 41).

Als Ergänzung zu den klassischen Marktkräften sorgen also auch der Bund und die Kantone sowie gemeinnützige Wohnbauträger dafür, dass Wohnraum für die ganze Bevölkerung zur Verfügung steht. In der Schweiz lebt mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Mietwohnungen oder gemieteten Häusern (BWO 2019). Vor allem für die Bevölkerungsgruppen, welche auf dem Markt aus wirtschaftlichen oder sozialen Gründen bei der Wohnungssuche benachteiligt sind, spielt der gemeinnützige Wohnungsbau eine wichtige Rolle.

### **3.2.2 Gemeinnütziger Wohnungsbau**

Gemeinnütziger Wohnungsbau ist neben den beiden klassischen Typen von Wohneigentum und Miete eine wichtige Alternative auf dem Wohnungsmarkt. Die Trägerinnen sind Wohnbaugenossenschaften, Stiftungen, gemeinnützige Vereine und Aktiengesellschaften. «Die gemeinnützigen Bauträger sind verantwortungsbewusste Unternehmen, die Wohnraum von hoher Qualität und nicht selten auch gemeinschaftliche Infrastrukturen in sozial und ökologisch nachhaltigen Siedlungen zur Verfügung stellen» (Omeregio et al 2018:4).

In der Charta der gemeinnützigen Wohnbauträger der Schweiz sind acht Grundsätze festgehalten, nach denen sich die gemeinnützigen Wohnbauträger richten sollen (Wohnbaugenossenschaften Schweiz 2013):

- Die gemeinnützigen Wohnbauträger erstellen, erhalten und erwerben vorzugsweise preisgünstigen Wohnraum
- Die gemeinnützigen Wohnbauträger bieten Wohnraum für alle Bevölkerungskreise an
- Bei den Baugenossenschaften sind Mieterinnen und Mieter in der Regel deren Mitglieder
- Viele Aufgaben der Leitung und Verwaltung von Genossenschaften und Stiftungen werden durch nebenamtlich tätige Mitglieder ausgeübt
- Die Genossenschaften entwickeln ihre Ideale weiter
- Die gemeinnützigen Wohnbauträger sind untereinander solidarisch und zur Zusammenarbeit bereit

- Beim Bauen und Erneuern streben die gemeinnützigen Wohnbauträger nach guten planerischen und architektonischen Lösungen
- Die gute, nachhaltige und kostenbewusste Pflege der Liegenschaften zur Werterhaltung ist ein grosses Anliegen

Das prominenteste Beispiel der gemeinnützigen Wohnbauträger und das am stärksten vertretene sind die Wohngenossenschaften. Dabei gibt es unterschiedliche Begrifflichkeiten, welche jedoch im Prinzip das Gleiche bedeuten: Wohnbaugenossenschaft, Baugenossenschaft, Wohngenossenschaft oder nur Genossenschaft.

Wohnbaugenossenschaften sind privatwirtschaftliche Selbsthilfeorganisationen mit einer Wohnform, welche zwischen Miete und Eigentum liegt. Dadurch, dass die Genossenschafterinnen und Genossenschafter Anteilsscheine besitzen und somit Miteigentümerinnen und Miteigentümer mit Mitspracherecht sind, erhalten sie eine hohe Wohnsicherheit und können das eigene Wohnumfeld oftmals aktiv mitgestalten (Omoregie et al 2018:4). Das Ziel der Genossenschaften ist es, preisgünstigen Wohnraum anzubieten, wofür sie das Prinzip der Kostenmiete anwenden. Bei der Kostenmiete wird für die Mieten nur so viel verrechnet, wie der effektive Aufwand inklusive Rückstellungen und Abschreibungen umfasst. Zusätzlich sind die Liegenschaften der Genossenschaften der Spekulation entzogen und die Organisation ist nicht gewinnorientiert (Omoregie et al 2018:4). Durch das Angebot an preisgünstigem Wohnraum sorgen die Genossenschaften für eine soziale Durchmischung und stellen oftmals zahlreiche zusätzliche Angebote zur Verfügung. «Die Palette reicht von Siedlungslokalen, gemeinschaftlichen Anlässen und Freizeitangeboten über Nachbarschaftshilfe und Gästezimmer bis zur eigenen Sozialberatung und finanzieller Hilfe in Notlagen» (Omoregie et al 2018:6). Solche Angebote und Dienstleistungen tragen zu belebten Siedlungen und einem aktiven Quartierleben bei.

Des Weiteren fördern Genossenschaften heute neue Formen des Zusammenlebens. Sie gehen auf gesellschaftliche Veränderungen ein und treiben Innovationen auf dem Wohnungsmarkt voran. Oft sind es gemeinnützige Bauträger, welche spezielle Wohnformen und Wohnungstypen wie Clusterwohnungen oder Mehrgenerationen-Häuser fördern und sich für das gemeinschaftliche Zusammenleben engagieren (Omoregie et al 2018:6).

Neben den sozialen Aspekten spielen auch ökologische Dimensionen eine wichtige Rolle. Dazu gehören eine nachhaltige Bauweise und die Orientierung an den Zielen der 2000-Watt-Gesellschaft. Bei den Genossenschaften sind zudem Belegungsvorschriften weit verbreitet. Diese tragen zu einem geringeren Wohnflächenverbrauch pro Person bei und helfen die Verdichtung voranzutreiben. «Ausserdem bauen gemeinnützige Bauträger bewusst eher kleinere Wohnungen und streben eine dichtere Bauweise an» (Omoregie et al 2018:9).

Da Wohnen entscheidend zu unserem Wohlbefinden beiträgt und auch ein grosser Teil der Schweizer Wirtschaftsleistung ausmacht, ist es wichtig zu überlegen, was es für gutes und zukunftsorientiertes Wohnen braucht. Denn was heute geplant und gebaut wird, soll sowohl den Bedürfnissen der heutigen wie auch den zukünftigen Generationen entsprechen.

### **3.3 Zukunftsgerichtetes Wohnen**

Heute gibt es zahlreiche Anforderungen an ökologisches und soziales Wohnen. Dabei muss erwähnt werden, dass die nachfolgenden Punkte nicht einfach mit Nachhaltigkeit oder nachhaltiger Entwicklung im Wohnungswesen gleichgesetzt werden können, obwohl dies oftmals der Fall ist. «Der Begriff Nachhaltigkeit hat im wissenschaftlichen Umfeld aufgrund inflationärer Nutzung im wirtschaftlichen, politischen und vor allem kommerziellen Bereich an Glaubwürdigkeit und Konkretheit verloren und wird deshalb häufig durch Ausdrücke wie zukunftsfähig oder ökologisch ersetzt» (Schwegler & Weber 2016). Das Ersetzen des gängigen Wortes Nachhaltigkeit bedeutet aber nicht, dass nachhaltig in allen Fällen synonym mit zukunftsgerichtet oder ökologisch verwendet werden kann. Daher wird auch in dieser Arbeit bewusst von zukunftsgerichtetem Wohnen und nicht von nachhaltigem Wohnen gesprochen.

#### **3.3.1 Anforderungen**

Diverse Publikationen wie Berichte, Leitfäden und Strategien, halten Anforderungen an zukünftige Wohnbauprojekte fest. Nachfolgend werden die meistgenannten Kriterien vorgestellt. Die Aspekte stammen aus der Recherche von sieben unterschiedlichen Quellen, welche als Grundlagenwerke für zukunftsgerichtete Projektentwicklung identifiziert wurden:

- Impulse zur Innovation im Wohnungsbau (Birrer & Glaser 2017)
- Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich (Hochbaudepartement Stadt Zürich 2019)
- Leitfaden und Checklisten zur nachhaltigen Arealentwicklung für Städte und Gemeinden (Hugentobler & Wiener 2016)
- Langfristige Raumentwicklungsstrategie Kanton Zürich (LaRES 2014)
- Leitfaden – Erfolgsfaktoren sozial nachhaltiger Sanierungen und Ersatzneubaten (Martinovits et al 2015)
- Raumplanungsbericht (Raumplanungsbericht Kanton ZH 2017)
- Akzeptanz städtischer Dichte: Erwartungen und Prioritäten zum Wohnen in der Stadt Zürich (Zimmerli 2018)

Die Recherche ergab acht Hauptthemen, welche aktuell als zukunftsgerichtete Kriterien im Wohnungswesen diskutiert werden:

1. Ressourcenschonung/Energieeffizienz

Ein Bau soll möglichst ressourcenschonend sein und zukunftsgerichtete Energiekonzepte, also Energien aus erneuerbaren Quellen, berücksichtigen. Zusätzlich ist ein Beitrag zum Erreichen der Ziele einer 2000-Watt-Gesellschaft zu leisten. Ein Bau soll langfristig werthaltig sein, weshalb eine lange Nutzungsdauer wünschenswert ist. Damit die Nutzung über eine lange Zeit gewährleistet ist, soll ein Gebäude anpassungsfähig und flexibel sein.

2. Grün- und Freiräume

Genügend Grünräume sind für ein gutes Stadtklima und die Biodiversität wichtig. Daneben braucht es qualitativ hochwertige Aussenräume mit hoher Aufenthaltsqualität. Konzepte, welche das Teilen und Tauschen organisieren und Gemeinschaften bilden sind wichtig und brauchen einen geeigneten Rahmen und gemeinschaftlich genutzte Flächen.

3. Planungsverfahren

Aufklärung und Transparenz sind wichtige Aspekte bei Planungsverfahren und erhöhen die Akzeptanz der Veränderungen. Zusätzlich ist ein guter Dialog zwischen den Behörden, Bauträgern und den Betroffenen unumgänglich. Zudem sind Partizipation und Mitsprache der Bevölkerung in der Planung erwünscht und können ein Projekt verbessern.

4. Verdichtung

Die Innenentwicklung ist ein übergreifendes Ziel und muss stets im Auge behalten werden. Eine hohe Nutzungsdichte, mit der sich die Effizienz des genutzten Bodens beurteilen lässt, ist entscheidend. Zudem sollen die Dichten ortsspezifisch entwickelt werden und der Umgebung angemessen sein. Belegungsdichten müssen erhöht werden, denn so kann die Wohnflächenbeanspruchung pro Person möglichst tief gehalten werden.

5. Soziale Aspekte

Ein Bau muss einen Beitrag zu sozial und funktional durchmischten Quartieren leisten. Zudem sollen ein gemeinschaftliches Leben, Zusammenhalt und Zugehörigkeit gestärkt werden, was zu belebten Siedlungen mit gemeinschaftlich genutzten Räumen führt. Ein Gebäude muss einen Beitrag zu einer Stadt für alle leisten.

## 6. Wohnformen

Ein Gebäude muss für eine flexible Nutzung gebaut werden und Wohnraum mit Qualität für unterschiedliche Lebensstile bieten. Dazu gehören auch neue Wohnformen und ein attraktiver Wohnungsmix mit vielfältigen Wohnungstypologien. Auch im Erdgeschoss soll eine Nutzungsvielfalt bestehen.

## 7. Lebensstil / Nachhaltigkeit

Ein Bau soll Rahmenbedingungen für nachhaltige Wohn- und Lebensweisen vorgeben. Zudem kann mit nachhaltig konzipierten Wohnprojekten das Bewusstsein für Fragen der Nachhaltigkeit gestärkt werden. Im Allgemeinen sollte ein Projekt die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner erhöhen.

## 8. Faire Preise und bezahlbare Mieten

Preisgünstiger und bezahlbarer Wohnraum soll stets Ziel eines Wohnungsbaues sein. Aus der Postwachstumsdebatte kommt zudem die Idee, dass auf Gewinnstreben und Spekulation verzichtet werden muss.

### **3.3.2 Wohnen im Postwachstum**

In Bezug auf die Stadtentwicklung wird Postwachstum teilweise mit dem Phänomen der schrumpfenden Städte, im Sinne eines Bevölkerungsrückgangs verknüpft. Einige Städte verlieren aufgrund von Strukturwandel an Einwohnerinnen und Einwohner, weshalb sie mit den daraus resultierenden Risiken zu kämpfen haben und sich deshalb auf eine mögliche Postwachstumsphase einstellen müssen. In dieser Arbeit wird Postwachstum, in Bezug auf die Stadtentwicklung, aber im Sinne der Postwachstumsökonomie verstanden und zwar dass es einen grundlegenden Wertewandel anzustreben gilt. Postwachstum muss daher auch für Städte, die in Bezug auf die Bevölkerungszahlen weiterhin wachsen, in Betracht gezogen werden.

*«Degrowth depicts a desirable future society that is ecologically sustainable, enhances quality of life and achieves social justice. This means achieving social welfare and social justice while shrinking our levels of production and consumption due to the existence of ecological limits. Both research and social practices need to bridge the domains of welfare and environmental sustainability. For urban planners, the integration of both domains raises a question: What is required to make a sustainable city socially just, or, to make welfare societies ecologically sustainable in the urban context?» (Xue 2019:185-186).*

Postwachstum wird noch nicht als explizites Leitbild für die Stadtentwicklung verwendet und Wohnen und Postwachstum werden auch in der Literatur nicht häufig kombiniert betrachtet.

Werden Postwachstumsansätze fürs Wohnen diskutiert, können drei übergeordnete Themenbereiche festgestellt werden: Suffizienz, gutes Leben und Wohnungsgerechtigkeit, welche in den folgenden Absätzen genauer betrachtet werden.

### **Suffizienz Strategien**

Bei der Suffizienz Strategie auf der individuellen Ebene geht es um eine Reduzierung des Volumens benötigter Materialmengen und eine Veränderung von Lebens- und Konsumstilen. «Sie zielt darauf, dass Menschen ihr Verhalten ohne Zwang verändern und Praktiken, die Ressourcen übermäßig verbrauchen, einschränken oder ersetzen. Sie bemüht sich um einen genügsamen, umweltverträglichen Verbrauch von Energie und Materie durch eine geringe Nachfrage ressourcenintensiver Güter und Dienstleistungen» (Stengel 2011:140).

Suffizienz ist vor allem eine Strategie für die Verbraucherinnen und Verbraucher in den klassischen Industrienationen im Globalen Norden, dort wo der private Konsum sehr viele Ressourcen verbraucht (Stengel 2011:143). Dabei ist es wichtig festzuhalten: «Diese Strategie fordert nicht, auf das Notwendige zu verzichten, aber sie fordert den freiwilligen Verzicht des nicht Notwendigen aus Einsicht in die Notwendigkeit» (Stengel 2011:140).

### **Gutes Leben**

Im Postwachstum geht es darum, in einem umfassenden Sinne ein gutes Leben für alle anzustreben. Dabei geht es nicht um ein Wohlstandsverständnis, welches mit materiellem Konsum vergleichbar ist. «Diese andere Wohlstandsverhältnisse beziehen dabei die Komplexität des Menschen als Beziehungswesen mit ein, überwinden die Trennung von Produktion und Reproduktion und geben Bedürfnissen, die nicht steigerungs- und optimierungsorientiert sind, mehr Raum – wie Zeitwohlstand, stabile und intensive Beziehungen oder Sinnhaftigkeit» (Schmelzer & Vetter 2019:169).

### **Recht auf Wohnen**

Aktuelle Debatten zu ansteigenden Immobilienpreisen in den Städten und Wohnungsknappheit werfen Fragen auf, wem der Boden gehört und wie sich die Städte in Zukunft weiterentwickeln möchten (Schulz 2017:13). Vor allem Bevölkerungsschichten mit tiefem Einkommen haben zunehmend Schwierigkeiten, Wohnraum in den Städten zu mieten. Daher braucht es ein grundlegendes Recht auf Wohnraum. Im Postwachstum wird Wohnen als Menschenrecht und Grundbedürfnis erkannt, weshalb eine Wohnung weder eine finanzielle Investition noch ein Statussymbol sein darf (Schneider 2019:16).



Neben diesen drei vorgestellten Themenbereichen gibt es zahlreiche weitere postwachstumsorientierte Ansätze, welche mit der Stadtentwicklung in Verbindung gebracht werden (Schulz 2017:11-14):

- **Solidarische Ökonomien:** Nachbarschaftsläden, Tauschringe, Lokalwährungen
- **Alternative Energiekonzepte:** Gemeinwohlorientierte Energiegenossenschaften
- **Gemeinschaftliche Nahrungsmittelproduktion:** Urban Gardening/ Urbane Landwirtschaft
- **Gemeinschaftliche Büronutzung:** Co-Working-Spaces
- **Geteilte Nutzung:** Räume und Infrastrukturen für die Sharing Economy

Dies sind nur einige der zahlreichen Stichworte, die ebenfalls im Zusammenhang mit der Postwachstumsdebatte diskutiert werden. Diese Ansätze sind durchaus relevant, wenn die Stadtentwicklung als Ganzes anschaut wird, aber da sich diese Konzepte nicht direkt aufs Wohnen beziehen, werden sie hier nicht genauer betrachtet.

Abschliessend wird im nächsten Abschnitt auf die aktuelle Situation in der Stadt Zürich eingegangen.

### **3.4 Ausgangslage – Stadt Zürich**

Heute gilt Zürich als attraktive Wohnstadt und die Nachfrage nach Wohnraum ist ununterbrochen gross. Immer mehr Menschen wollen an zentralen Lagen leben, wo die Wege zu Arbeit, Einkaufsmöglichkeiten, Freizeit- und Kulturangeboten kurz sind. Im Jahr 2018 wurden in der Stadt Zürich 3'360 neue Wohnungen erstellt, so viele wie seit 1954 nicht mehr innerhalb eines Jahres (Jörg 2019). In einer Studie des Beratungsunternehmens Mercer werden jährlich die Städte mit der höchsten Lebensqualität gekürt (Mercer 2019). Hinter Wien liegt Zürich in der aktuellen Auszeichnung zum zweiten Mal auf Platz zwei. Für die Studie wurden 231 Grossstädte weltweit untersucht, wobei diverse Kriterien, wie Gesundheitsversorgung, Bildung, Unterhaltungsangebot, Einkaufsmöglichkeiten, Wohnen und Umwelt berücksichtigt wurden (Amt für Wirtschaft und Arbeit 2019).

Die Prognosen besagen, dass die Bevölkerung in Zürich auch in Zukunft weiterwachsen wird (BFS 2016). Laut diesen Prognosen dürfte in Zürich die Höchstmarke von 1962, mit 440'180 Einwohnerinnen und Einwohnern, bald erreicht sein und ein Ende des Wachstums ist nicht in Sicht (Präsidialdepartement 2019).

Diese Entwicklungen stellt die Stadt vor Herausforderungen, denn trotz Wachstum soll die Stadt nicht zugebaut werden und für eine breite Bevölkerungsschicht auch zum Wohnen attraktiv bleiben. Der Richtplan schafft die räumlichen Voraussetzungen für die Entfaltung des Menschen und die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen. Als strategisches Führungsinstrument des

Kantons steuert der Richtplan die langfristige, räumliche Entwicklung. Für die Siedlungsentwicklung werden zudem verschiedene Ziele vorgegeben. Unter anderem ein haushälterischer Umgang mit dem Boden und eine Siedlungsentwicklung nach innen. Dabei ist die Bewahrung oder Steigerung der Siedlungsqualität stets als oberstes Ziel zu sehen (Kantonaler Richtplan 2018).

### **Innenentwicklung**

Angesichts der praktisch nicht mehr vorhandenen Baulandreserven müssen die zusätzlichen Einwohnerinnen und Einwohner grösstenteils in bereits überbauten Flächen untergebracht werden. Das Schweizer Stimmvolk hat sich mit der Zustimmung zur Revision des Raumplanungsgesetzes im Jahr 2013 für eine soziale Verdichtung auf der bestehenden Siedlungsfläche ausgesprochen. Damit kann die Zersiedlung gebremst werden. Es herrscht in breiten Kreisen der Bevölkerung und Politik der Konsens, dass Grünflächen in der Schweiz geschützt werden sollen und die Innenentwicklung vorangetrieben werden muss. Das heisst konkret, dass eine kompakte Siedlungsentwicklung stattfinden soll und so der Landverschleiss gestoppt wird. Wenn immer mehr Menschen auf engerem Raum wohnen, will das aber nicht heissen, dass die Lebensqualität einbüsst, denn die Innenentwicklung möchte für eine qualitativ hochstehende Entwicklung sorgen (Maurer 2019, Kantonaler Richtplan 2018, Stadtrat von Zürich 2015:18).

### **Durchmischung**

Der Richtplan fordert zudem, dass ein ausreichendes und erschwingliches Wohnangebot zur Verfügung gestellt wird und dadurch eine ausgewogene Bevölkerungsdurchmischung gesichert ist (Kantonaler Richtplan 2018). In Bezug auf die Siedlungsentwicklung will die Stadt Wohnraum für alle anbieten, was bedeutet, dass es ein breites Wohnungsangebot für unterschiedliche Lebensentwürfe, Lebensphasen und finanzielle Möglichkeiten braucht. Da die Bevölkerungsschichten mit tiefem Einkommen zunehmend unter Druck geraten und auf dem Markt Schwierigkeiten haben eine bezahlbare Wohnung zu finden, muss dort eingegriffen werden. Bis ins Jahr 2050 soll der Anteil der gemeinnützigen Wohnungen an allen Mietwohnungen in der Stadt Zürich von 25% auf 33% erhöht werden. Die Zürcher Stimmbevölkerung hat diesem Beschluss bei der Abstimmung im Jahr 2011 deutlich zugestimmt und so den wohnpolitischen Grundsatzartikel in der Gemeindeordnung verankert (Kantonaler Richtplan 2018, Stadtrat von Zürich 2015:6-7).

### **Nachhaltigkeit**

Der Stadtrat will den Energieverbrauch auf 2000 Watt pro Person senken und bis ins Jahr 2050 den CO<sub>2</sub> Ausstoss auf eine Tonne pro Person und Jahr reduzieren. Im Jahr 2008 hat die

Stimmbevölkerung einer 2000-Watt-Gesellschaft zugestimmt und sich für die Vision einer nachhaltigen und klimafreundlichen Stadt ausgesprochen. Die Stadt Zürich war die erste Schweizer Stadt, die dieses Ziel in der Gemeindeordnung verankert hat. Neben zahlreichen Initiativen zu nachhaltigem Konsum soll die Energieversorgung der Stadt Zürich weitgehend auf erneuerbare Energien umgestellt werden (Gesundheits- und Umweltdepartement 2018, Stadtrat von Zürich 2015:22).

## 4. Methodik

In den nachfolgenden Abschnitten werden das Forschungsdesign und die verwendeten Methoden der empirischen Untersuchung vorgestellt. Nach der Begründung für ein qualitatives Vorgehen und den Erläuterungen zur Literaturrecherche, werden der Zugang zum Feld und die Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner erklärt. Anschliessend wird auf die Datenerhebung eingegangen und die Methode der Datenauswertung aufgezeigt.

### 4.1 Qualitative Forschung

Für den empirischen Teil dieser Masterarbeit wurde ein qualitatives Forschungsdesign gewählt. Ein qualitatives Vorgehen eignet sich bei bislang eher unerforschten Themen und solchen, die aufgrund ihrer Komplexität nicht isoliert im Labor untersucht werden können. Der alltägliche Kontext des Untersuchungsgegenstandes und die Kommunikation des Forschenden mit dem jeweiligen Feld und den beteiligten Personen wird zum Bestandteil der Erkenntnis (Flick 2007:26-30). Die Ergebnisse einer qualitativen Forschung helfen in erster Linie etwas zu verstehen und Neues zu entdecken (Mayring 2010:19).

«Qualitative Methoden beruhen auf der Interpretation sozialer Sachverhalte, die in einer verbalen Beschreibung dieser Sachverhalte resultiert. Sie standardisieren nicht (oder doch nicht in dem Umfang wie quantitative Methoden), und sie reduzieren die Komplexität sozialer Sachverhalte auf eine andere Art und Weise» (Gläser & Laudel 2006:24).

Im Gegensatz zu quantitativer Forschung ist bei einem qualitativen Design auch bereits durch eine geringe Anzahl an Fällen eine detaillierte Analyse möglich (Gläser & Laudel 2006:25).

Für die Erarbeitung der theoretischen Grundlagen und für die Formulierung von geeigneten Forschungsfragen ist eine Literaturrecherche und Dokumentenanalyse unumgänglich. In einem ersten Schritt wurde der aktuelle Forschungsstand erarbeitet und die Theorie über die Entstehung der Postwachstumsdebatte zusammengetragen, sowie eine zweite Analyse zum Thema Wohnen gemacht. Diese Grundlagen dienen dazu die Relevanz und die Aktualität der Arbeit herauszuarbeiten. Des Weiteren sind sie zentral für die Ausformulierung der Forschungsfrage. Für die Postwachstumsdebatte wurde mehrheitlich wissenschaftliche Literatur benutzt, welche aus Artikel über Wachstumsgrenzen und Kritik am westlichen Wirtschafts- und Konsumstil bestand. Dazu kamen Bücher mit Ansätzen, welche das Wirtschaftswachstum hinterfragen und Alternativen vorschlagen. Zudem wurde für die Debatte rund um das Thema Wohnen hauptsächlich graue Literatur verwendet. Dies waren einerseits Leitfäden und Handbücher für unterschiedliche Personen innerhalb von Planungsprozessen und der Politik und andererseits Informationen von Webseiten.

## 4.2 Zugang zum Feld

Bei den meisten empirischen Untersuchungen in der qualitativen Forschung ist es nicht möglich und auch nicht notwendig, alle Elemente einer Grundgesamtheit zu untersuchen. Deshalb muss eine Fallauswahl getroffen werden. Bei einer Datenerhebung mittels Interviews müssen einerseits die Fallstudien bestimmt werden und andererseits Personen aus diesen Gruppen (Fallauswahl) für die Gespräche festgelegt werden (Flick 2007:154-156).

### 4.2.1 Fallstudie

Als Grundlage für die Auswahl der Fallstudien dienten die prämierten Wohnprojekte aus dem Wettbewerb für gute Bauten der Stadt Zürich. Alle fünf Jahre werden Bauprojekte ausgewählt und von einer Fachjury, bestehend aus Architektinnen und Architekten, Stadtplanerinnen und Stadtplanern, weiteren Expertinnen und Experten und Vertreterinnen und Vertretern des Stadtrats und der Verwaltung, prämiert. Diese Projekte haben eine Vorbildrolle für qualitativ volles Bauen und leisten einen wichtigen Beitrag zur Qualität der Stadt Zürich (Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich, 2011 – 2015:2016). Da die aktuelle Wettbewerbsphase noch nicht abgeschlossen ist, wurde die letzte abgeschlossene Prämierung mit Bauten aus den Jahren 2011 bis 2015 berücksichtigt. Die ausgezeichneten Projekte wurden in Wohnbauten und andere Bauten aufgeteilt. Diejenigen Projekte, welche keine Wohnbauten waren, wurden für diese Arbeit nicht berücksichtigt. Bei den Wohnbauprojekten wurden solche ausgewählt, die Genossenschaften als Bauträger haben. Ziel dieser Auswahl ist es, eine gewisse Vergleichbarkeit der Objekte zu erhalten. Zusätzlich sind Zürcher Wohnbaugenossenschaften seit über 100 Jahren in Zürich vertreten und engagieren sich für langfristig günstigen Wohnraum und für eine umfassende Nachhaltigkeit (Wohnbaugenossenschaften Schweiz – Regionalverband Zürich 2019). Wohnbaugenossenschaften sind daher geeignete Partner, wenn es darum geht, die Stadtentwicklung zu analysieren und Trends für die Zukunft zu entwickeln. Durch die Genossenschaften ist es zusätzlich einfacher an geeignete Interviewpartnerinnen und Interviewpartner heranzukommen und so Expertinnen und Experten zu finden, welche bereits viel Erfahrung in der Entwicklung guter Wohnbauten in Zürich haben.

Daraus sind drei Fallstudien entstanden, welche nachfolgend genauer betrachtet werden (Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich, 2011 – 2015:2016, sowie Daten aus den Interviews):

Tabelle 2: Übersicht Fallstudien

<b>Siedlung Grünmatt</b> Zürich - Friesenberg	<b>Hunziker Areal</b> Zürich - Oerlikon	<b>Wohnüberbauung Klee</b> Zürich - Affoltern
		
		
<b>Bauträger</b> Familienheim Genossenschaft Zürich	<b>Bauträger</b> Baugenossenschaft mehr als wohnen	<b>Bauträger</b> Gemeinnützige Bau- und Mietergenossenschaft Zürich & Baugenossenschaft Hagenbrünneli
<b>Beschreibung</b> Der erste Ersatzneubau der FGZ. Hier wurde eine zeitgemässe Gartenstadt, mit niedrigen Gebäudezeilen und kleinen vorgelagerten Privatgärten geschaffen.	<b>Beschreibung</b> Eine autofreie Siedlung mit 13 unterschiedlichen Häusern. Die Dichte ist hoch und es gibt eine durchmischte Gemeinschaft mit starkem sozialem Zusammenhalt.	<b>Beschreibung</b> Kleeblattförmiges Hofgebäude mit gemeinschaftlich genutztem Park von zwei Genossenschaften mit unterschiedlichen Philosophien.
<b>Besonderheit</b> Für den Neubau wurde eine hybride Bauweise gewählt und heute wohnen 490 Personen im Grünmatt, wo vorher auf dem gleichen Grundstück nur 197 Personen in Einfamilienhäusern gelebt haben, was ein Zuwachs von 149% ist. Der Flächenverbrauch pro Person ist sehr tief und liegt bei 33m <sup>2</sup> . Die ehemaligen grossen Privatgärten sind einem gemeinschaftlichen Aussenraum gewichen.	<b>Besonderheit</b> Das Areal ist als Jubiläumsprojekt zum 100-jährigen Bestehen der Zürcher Wohnbaugenossenschaften entstanden und dient als Innovation- und Lernplattform. Das ganze Areal ist gemeinschaftlich gedacht, mit Gemeinschaftsräumen und Begegnungszonen. Der abgebildete Bevölkerungsmix des Kantons Zürich sorgt für eine grosse Durchmischung.	<b>Besonderheit</b> Durch die Form ergibt sich ein grosser Innenhof. Dieser spannende Aussenraum bietet viel Qualität. Architektonisch interessant sind die zwei-geschossigen Loggien, die über die Stockwerke versetzt sind und die Baumkronen, welche die Fassade unterteilen. Dadurch wird nicht das Gefühl vermittelt, dass es sechs Geschosse sind.

Die Beurteilungskriterien für die Auszeichnung widerspiegeln jeweils den gesellschaftlichen Wandel, weshalb neben Kriterien zur Architektur und zum Städtebau neu auch Nachhaltigkeitsaspekte berücksichtigt wurden. Der Wettbewerb wurde im Jahr 2016 anhand der folgenden fünf Beurteilungskriterien ausgewertet (Hochbaudepartement Stadt Zürich 2019):

- **Städtebau:** Ein Gebäude baut an der Stadt weiter und leistet einen Betrag an den gewachsenen Individualitäten der Stadtquartiere. Zudem sind die Aussenräume vielfältig.
- **Architektur:** Der Bau strahlt auf die unmittelbare Umgebung und auf das Quartier.
- **Gesellschaft:** Das Gebäude leistet einen Beitrag zur Stadt für alle und einen Beitrag zu sozial durchmischten Quartieren. Zusätzlich fördern architektonische Elemente das gemeinschaftliche Leben und ein hohes Mass an Wiedererkennung. Der Bau soll dem Ort ebenfalls eine Identität verleihen.
- **Ökonomie:** Der Bau ist langfristig werthaltig und die Dichte der Nutzung und der Umgebung angemessen. Zudem weist die Gebäudestruktur eine hohe Flexibilität auf.
- **Ökologie:** Der Bau schont die Ressourcen und das Klima und leistet einen Beitrag zum Erreichen der Ziele einer 2000-Watt-Gesellschaft.

Diese drei Fallstudien ermöglichen den Zugang zu geeigneten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern. Indem diese prämierten Projekte bereits bewiesen haben, dass sie viele Kriterien für zukunftsgerichtete Wohnbauten erfüllen und einen Vorbildcharakter haben, ist es sinnvoll, für die Arbeit Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner auszuwählen, welche bei der Erstellung dieser Projekte involviert waren.

Die Forschungsfragen werden aber nicht anhand der drei Fallstudien bearbeitet, da diese Projekte bereits einige Jahre geplant und gebaut sind und daher der Fokus bei den Interviews bereits auf aktuelleren oder gar zukünftigen Projekten lag.

#### 4.2.2 Interviewpartnerinnen und Interviewpartner

Nachdem die Fallstudien für diese Arbeit bestimmt wurden, war es wichtig, die richtigen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu identifizieren. Gemäss Gläser und Laudel (2006:113) entscheidet die Wahl der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner über die Qualität der Informationen, die erhalten wird und somit auch über die Daten, welche die Grundlage dieser Arbeit sind.

Alle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner konnten anhand öffentlich zugänglicher Informationen sowie Publikationen der Genossenschaften und den Wohnprojekten identifiziert werden. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, dass pro Fallbeispiel ungefähr gleich viele Gespräche stattfinden konnten. Dabei wurden die meisten Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner aus dem Vorstand der Genossenschaft ausgewählt. Bei jeder Genossenschaft

konnte die Präsidentin oder der Präsident beziehungsweise die Vizepräsidentin oder der Vizepräsident und zusätzlich noch weitere Vorstandmitglieder befragt werden. Bei zwei Fallbeispielen hat zusätzlich noch ein Interview mit einer Person aus dem Architektenteam der Wohnüberbauung stattgefunden. Schlussendlich sind pro Wohnbauprojekt drei bis vier Personen befragt worden. Eine vierte Gruppe von Expertinnen und Experten ist unabhängig von den drei Projekten und kommt aus der Beratung, den Ämtern der Stadt oder aus der Wissenschaft. Aus dieser Gruppe sind sechs Personen befragt worden, was zu einer Gesamtzahl von 17 Interviews führt.

Im Anhang 1 befindet sich eine Tabelle mit genaueren Angaben zu den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern und den Gesprächen.

### **4.3 Datenerhebung: Qualitative Interviews**

In der empirischen Sozialforschung gibt es verschiedene Möglichkeiten für die Erhebung geeigneter Daten. Ein weit verbreitetes Verfahren ist die Befragung von Menschen:

«Zu den Befragungsmethoden gehören alle Verfahren, bei denen die Untersuchungsfrage in Fragen an Gesprächspartner übersetzt wird. Die Antworten auf die Fragen sind dann die Daten, die einer Auswertung unterzogen werden» (Gläser & Laudel 2006:38-39).

Eine mündliche Befragung wird heute meist als ein Interview bezeichnet. Dabei ist die wichtigste Klassifizierung eines Interviews der Grad der Standardisierung. Der Standardisierungsgrad gibt vor, wie der Fragewortlaut und die Reihenfolge des Befragers und die Antwortmöglichkeiten der Interviewpartnerin oder des Interviewpartners vorgegeben werden.

#### **4.3.1 Teilstandardisiertes Interview**

Die Datenerhebung dieser Arbeit erfolgte in Form von teilstandardisierten Interviews. Diese Form der Befragung gibt dem Befragter gewisse Vorgaben, lässt aber die Antwortmöglichkeiten für den Interviewten offen (Gläser & Laudel 2006:39). Die Interviews werden offen geführt, damit die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner Freiheiten bei der Formulierung ihrer Antworten haben und auf Themen fokussieren können, die ihnen wichtig erscheinen (Atteslander 2010:135, Flick 2007:222). Teilstandardisierte Interviews gehen daher mehr in die Tiefe als standardisierte Interviews, jedoch ist es nach Atteslander (2010:142) ein Nachteil, dass die einzelnen Gespräche weniger gut vergleichbar sind.

In der Literatur werden weitere Kategorisierungen von teilstandardisierten Interviews vorgenommen. Teilstandardisierte Befragungen mit Einzelpersonen werden anhand eines Leitfadens geführt, weshalb auch von Leitfadeninterviews gesprochen werden kann (Atteslander 2010:141). Ein Leitfaden bringt das themenfokussierte Gespräch in Gang, will aber keine Antwortkategorien vorgeben (Mieg & Näf 2005:4/5).



Die Art der Befragungen, welche für diese Arbeit ausgewählt wurde, kann auch als ein Experteninterview definiert werden. Eine Expertin oder ein Experte verfügt über besonderes Wissen zu einem bestimmten Sachverhalt (Mieg & Näf 2005:7). Bei Experteninterviews ist weniger die Person im Fokus, spannend ist hauptsächlich die Funktion als Expertin oder Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld und das Wissen darüber (Flick 2007:214).

«Die Experten sind ein Medium, durch das der Sozialwissenschaftler Wissen über einen ihn interessierenden Sachverhalt erlangen will. Sie sind also nicht das ‘Objekt’ unserer Untersuchung, der eigentliche Fokus unseres Interesses, sondern sie sind bzw. waren ‘Zeugen’ der uns interessierenden Prozesse» (Gläser & Laudel 2006:10).

### **4.3.2 Leitfaden**

Ein Leitfaden ist zentral für die inhaltliche Strukturierung der Interviews und hilft der Interviewerin oder dem Interviewer im Gesprächsverlauf den roten Faden nicht zu verlieren. Der Leitfaden besteht aus einigen Schlüsselfragen und wird in verschiedene Themenkomplexe unterteilt, wobei sich die Reihenfolge aus dem Gesprächsverlauf ergibt. Je nach Situation und Person dürfen einzelne Themen und Fragen angepasst werden. Ausserdem ist es erlaubt, in gewissen Fällen zusätzliche Fragen zu stellen oder nachzuhaken, falls etwas nicht verständlich oder zu wenig genau erläutert wurde. Es ist ebenfalls möglich, einzelne Fragen nicht zu stellen, falls die Antworten bereits im Gespräch zu einer anderen Frage gegeben wurden. Für eine erfolgreiche Durchführung eines Interviews ist es entscheidend, dass die Interviewerin oder der Interviewer die Fähigkeit besitzt, zentrale Fragen im richtigen Moment zu stellen. (Atteslander 2010:142, Flick 2007:222/223, Mieg & Näf 2005:10, Gläser & Laudel 2006:146-147).

Der Leitfaden startet mit einem kurzen Block bestehend aus Einstiegsfragen und ist im Hauptteil in fünf Frageblöcke unterteilt, wobei der letzte Block eher abschliessende Fragen enthält, die je nach Zeit auch nicht gestellt werden müssen. Der zweite Block im Hauptteil enthält einen Kriterienkatalog, welcher den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern ausgehändigt und gemeinsam besprochen wurde. Der Kriterienkatalog beinhaltet die Punkte aus dem Abschnitt 3.3.1, welche als Anforderungen an gute Wohnbauprojekte aus der Theorie herausgearbeitet wurden.

Der Kriterienkatalog und der Leitfaden sind im Anhang 2 und Anhang 3 angefügt.

### **4.3.3 Durchführung der Interviews**

Alle interviewten Personen wurden persönlich und einzeln befragt. Die Gespräche fanden an einem von den Befragten vorgeschlagenen, ihnen vertrauten Ort statt. Bei jedem Interview wurde ungefähr mit der gleichen Einführung gestartet und versucht eine entspannte Atmosphäre herzurichten. Gemäss Gläser und Laudel (2006:110-111) ist es der Forscherin oder dem Forscher erlaubt, vertrauensbildende Massnahmen wie Handlungen, die das erforderliche Gesprächsklima

herstellen, zu ergreifen. Denn, je besser die Atmosphäre beim Interview, «desto eher wird der Interviewpartner ausführlich erzählen, sein Gedächtnis anstrengen, wohlüberlegte Bewertungen abgeben usw.» (Gläser & Laudel 2006:110).

Damit das Gesagte zum Gegenstand einer Analyse werden kann, muss es dokumentiert werden. Alle Interviews wurden deshalb mit einem Aufnahmegerät elektronisch aufgezeichnet. Dieser Vorgang erleichtert die Interviewführung, da nicht alles mitgeschrieben werden muss und so mehr Zeit bleibt aktiv zuzuhören und die richtigen Fragen zu stellen. Um die Verwendung der gewonnenen Informationen zu klären, haben sich alle Befragten zur Aufnahme des Gesprächs einverstanden erklären müssen. Anschliessend wurde die Aufnahme gestartet. Dabei hofft die oder der Forschende, dass das Gespräch trotz Aufnahmegerät natürlich abläuft. «Diese Hoffnung wird sich vor allem dann erfüllen, wenn sich die Präsenz der Aufzeichnung in Grenzen hält» (Flick 2007:373). Die Interviews wurden mit einem Smartphone aufgezeichnet, welches mit einem gewissen Abstand zum Interviewten auf dem Tisch lag. Dabei wurde darauf geachtet, dass nicht allzu oft überprüft wurde, ob die Aufnahme noch läuft. Alle Interviews wurden auf Mundart geführt. Der mittlere Wert der Interviewdauer beträgt 61 Minuten, wobei das kürzeste 50 und das längste 72 Minuten dauerte. Die Aufnahmefähigkeit der befragten Personen und auch deren Bereitschaft auf die Fragen zu antworten ist bei Gesprächen zwischen 30 und 60 Minuten am Höchsten (Atteslander 2010:135).

#### **4.3.4 Transkription**

Transkription ist der Vorgang, bei welchem gesprochene Sprache in Text umgeschrieben wird (Flick 2007:379). Gemäss Flick (2007:371) ist die Aufbereitung des gewonnenen Materials, also die Verschriftung des gesprochenen Wortes, ein zentraler Schritt vor der Auswertung der Daten.

Alle Interviews wurden mit Hilfe der Software MAXQDA 2018 transkribiert, wobei die oder der Interviewte durch ein I und der Befragter durch ein B gekennzeichnet wurden (MAXQDA 2019). Alle Interviews mussten zudem aus der Mundart ins Hochdeutsche übersetzt werden.

Gemäss Flick (2007:380) ist es sinnvoll, nur so viel zu transkribieren, wie für die Fragestellung notwendig ist. «Erstens bindet eine zu genaue Transkription von Daten häufig Zeit und Energie, die sich sinnvoller in ihre Interpretation stecken lassen. Zweitens werden Aussage und Sinn des Transkribierten in der Differenziertheit der Transkription und der resultierenden Unübersichtlichkeit der erstellten Protokolle gelegentlich eher verstellt als zugänglich» (Flick 2007:380). Die Interviews wurden daher sinngemäss transkribiert, da nicht der konkrete Wortlaut im Zentrum der Befragung stand, sondern der Informationsgehalt. Dabei wurde auf einen verständlichen Wortfluss geachtet, jedoch keine Änderungen am Inhalt vorgenommen.

#### 4.4 Datenerhebung: Teilnehmende Beobachtung

Neben der Durchführung von mündlichen Befragungen wurde eine weitere Methode der qualitativen Datenerhebung, die teilnehmende Beobachtung, angewendet. Nach Atteslander (2010:95) ergibt sich die Datenerhebung aus der «teilnehmenden Anwesenheit» im Forschungsfeld. Eine teilnehmende Beobachtung wird häufig als Feldforschung bezeichnet. Teilnehmen bedeutet nach Mattissek et al (2010:149) «mehr als Anwesendsein», damit sind Dabeisein, Mitmachen und Beteiligtsein charakteristisch für eine teilnehmende Beobachtung.

Am 10. und 11. Mai 2019 fand die «Postwachstumsstadt-Konferenz» an der Bauhaus Universität in Weimar statt. Durch die Teilnahme an der Konferenz konnte die wissenschaftliche Debatte aus der Postwachstumsforschung ausführlich beobachtet werden. Die verschiedenen Panelveranstaltungen und die offenen Diskussionen in Kleingruppen haben geholfen, verschiedene Strömungen in der Postwachstumsdebatte zu identifizieren und von interessanten Projekten zu erfahren. Es waren einige Personen anwesend, die selbst ein Projekt ins Leben gerufen haben und so versuchen, neue Denkweisen zu verbreiten und Handlungsalternativen zu etablieren.

Die Teilnahme an der Konferenz hat nochmals deutlich aufgezeigt und bestätigt, wie vielfältig die Postwachstumsbewegung ist und dass viele Ideen aus Graswurzelbewegungen entstanden und weiterentwickelt worden sind. Gespräche mit anderen Teilnehmenden aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen und Arbeitsfeldern haben geholfen, einen besseren Zugang zur interdisziplinären Postwachstumsdebatte zu finden, indem sie aufgezeigt haben, dass es bei der Postwachstumsbewegung noch keine klaren Abgrenzungen gibt und die Debatte viele verschiedene Ansätze beinhaltet. Zudem konnte durch die anwesenden Vertreterinnen und Vertreter aus der Postwachstumsdebatte nochmals neue Literatur gefunden werden.



Abbildung 1: Auszug aus dem Programmheft der Konferenz (Postwachstumsstadt 2019)

In der Geographie wird eine teilnehmende Beobachtung meistens einem anderen Erhebungsverfahren beigeordnet (Mattissek et al 2013:148). So hat die Beobachtung auch in dieser Arbeit

einen unterstützenden Charakter und dient als Ergänzung zu den Informationen aus den Interviews und der Literaturrecherche.

#### **4.5 Datenanalyse: Qualitative Inhaltsanalyse**

Die Auswertung der erhaltenen Informationen aus den Interviews erfolgte via einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010). Die qualitative Inhaltsanalyse ist eine Weiterentwicklung der quantitativen Inhaltsanalyse und wurde in Deutschland zu Beginn der achtziger Jahre von Philipp Mayring entwickelt (Gläser & Laudel 2006:192). Im Gegensatz zur quantitativen Inhaltsanalyse geht es nicht darum, dass die Häufigkeiten bestimmter Informationen analysiert werden, sondern um den Inhalt der Informationen selbst (Gläser & Laudel 2006:193).

Gemäss Flick (2007:416) können mit einer qualitativen Inhaltsanalyse grosse Mengen von Texten analysiert werden, indem das Material auf eine kleinere, relevante Anzahl von Daten und relevanten Aussagen reduziert wird. Dies ist mit Hilfe von Kategorien möglich. Bei der Kategorisierung geht es darum, «dass relevante Passagen und Textteile identifiziert werden und diese Passagen benannt und gruppiert werden entlang von dabei entwickelten Kategorien und Typen» (Flick 2007:369).

Für eine qualitative Inhaltsanalyse gibt es drei Grundformen: Unterschieden werden die zusammenfassende, explizierende und strukturierende Inhaltsanalyse. In dieser Arbeit wurde eine Kombination aus einer strukturierenden und zusammenfassenden Inhaltsanalyse angewendet. Bei der Strukturierung geht es nach Mayring (2010:65) darum «bestimmte Aspekte aus dem Material herauszufiltern, unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen oder das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen.» Für die Kategorienbildung wurde daher zuerst ein deduktives Vorgehen angewendet. Die Kategorien wurden dabei mit Hilfe von theoretischen Überlegungen und Theoriekonzepten aus der Voruntersuchung vorrangig definiert (Mayring 2010:83). Nach einer ersten Zuordnung des Datenmaterials zu den vorab definierten Kategorien gab es weitere Aspekte, welche für die Auswertung wichtig waren, aber keiner der deduktiv erstellten Kategorien zugeordnet werden konnten. Aus diesem Material wurden induktiv neue Kategorien gebildet. Bei einer induktiven Vorgehensweise werden die Kategorien direkt aus dem Material abgeleitet, ohne dass vorab formulierte Theorien miteinbezogen werden (Mayring 2010:83). Dieser Vorgang kann der zusammenfassenden Inhaltsanalyse zugeordnet werden, mit dem Ziel, die Daten so zu reduzieren, dass wesentliche Inhalte bestehen bleiben.

Das Bilden eines Kategoriensystem ist nach Mayring (2010:49) der zentrale Punkt der qualitativen Inhaltsanalyse. Entscheidend ist, dass jede Kategorie eine exakte Definition hat, damit die Textausschnitte später klar zu einer Kategorie zugeordnet werden können. Dafür werden Ankerbeispiele aus dem Textmaterial gesucht, die verdeutlichen, welche thematischen

Inhalte zu welcher Kategorie gehören. Zusätzlich ist es wichtig, für die Kategorien Kodierregeln festzuhalten, damit die Zuordnung eindeutig wird. Der Kodierleitfaden, der für diese Arbeit angewendet wurde, ist im Anhang 4 angefügt.

Für eine bessere Übersicht wurde für die Auswertung der Transkripte die Software MAXQDA verwendet. Das Datenanalyse Programm MAXQDA bietet eine Vereinfachung für den Umgang mit sehr vielen Textdaten und zusätzlich die Funktion, Textdateien in Form von Transkripten zu importieren und ein Kategoriensystem festzulegen. Das Ziel von MAXQDA ist es, einen Einblick in die Daten zu erhalten, ohne dass dabei die inhaltliche Interpretation durch den Forschenden gestört wird (MAXQDA 2019).

Im MAXQDA werden einzelne Sätze, Zeilen oder ganze Abschnitte markiert und den einzelnen Codes zugeordnet. Nach dieser Kodierung ist es möglich, die einzelnen Codes zu filtern und so eine sehr übersichtliche Darstellung der Interviewaussagen zu bestimmten Themen zu erhalten. Die gebildeten Kategorien und die dazugehörigen Antworten aus den Interviews sind die Grundlage für die Ergebnisse im Kapitel 5.

#### **4.6 Reflexion der Methodik**

Nachfolgend stellt sich die Frage, wie die durchgeführte qualitative Forschung bewertet werden kann. Gütekriterien, welche als Qualitätsindikatoren für den Forschungsprozess verwendet werden können, werden hauptsächlich für die quantitative Forschung diskutiert (Flick 2007:485).

Die klassischen Gütekriterien wie Reliabilität und Validität erhalten aber auch für die Bewertung qualitativer Forschung breitere Aufmerksamkeit (Flick 2007:489). Bei der Reliabilität geht es um eine Überprüfung der Verlässlichkeit von Daten und Vorgehensweisen (Flick 2007:492). Damit ist einerseits gemeint, dass die Reliabilität der Interviewdaten mit Hilfe einer Interviewschulung und einer Überprüfung des Leitfadens erhöht werden kann. Auf der anderen Seite kann die Reliabilität der Interpretation der Daten anhand der Transkripte und eines Kodierleitfadens überprüft werden (Flick 2007:491/492).

Für die Durchführung der Interviews, bei der Datenauswertung und der Interpretation wurden die angemerken Anforderungen an die Reliabilität beachtet und mit grosser Sorgfalt bestmöglich umgesetzt.

Für die Bestimmung der Validität in Interviewsituationen nennt Flick (2007:494) die formale Überprüfung, ob es dem Interviewer gelungen ist, den angestrebten Grad an Authentizität zu gewährleisten.

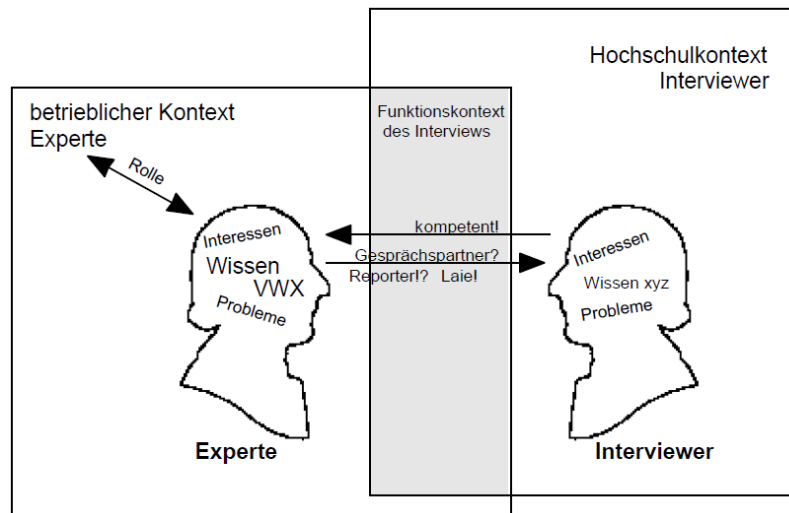


Abbildung 2: Interviewsituation (Mieg & Näf 2005:5)

«Für ein Experteninterview sollte der Interviewer einen halbwegs kompetenten Gesprächspartner bieten; insbesondere sollte er mit der Fachsprache des Experten («VWX») vertraut sein» (Mieg & Näf 2005:5).

Ein weiteres Merkmal der durchgeführten Datenerhebung ist, dass die Untersuchungsobjekte, also die Menschen, auf die Erwartungen der Forscherin und des Forschers reagieren und sich verstellen können. Die Antworten müssen nicht unbedingt dem entsprechen, was die befragten Personen wirklich denken. Es kann sein, dass die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner Antworten geben, die sie in der gegebenen Situation für erwünscht halten (Mieg & Näf 2005:4).

Im Rahmen der Datenerhebung dieser Masterarbeit kann davon ausgegangen werden, dass sich die befragten Personen nicht verstellen haben. Die Thematik ist weder heikel noch gibt es eine Erwünschtheit bei den Antworten. Dass bestimmte Dinge verschwiegen oder auch beschönigt wurden, kann jedoch nicht ausgeschlossen werden.

Bei der Auswertung der Interviews ist zudem zu beachten, dass der Zeitpunkt der Durchführung, mitunter die Stimmung der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner und andere Umwelteinflüsse, möglicherweise zu unterschiedlichen Resultaten führen.

Weiter ist es wichtig, sich den verschiedenen Kontexten der interviewten Personen bewusst zu sein, denn verschiedene Menschen können unter bestimmten Begriffen und Konzepten unterschiedliche Dinge verstehen und ihnen andere Bedeutungen und Konnotationen zuweisen (Gläser und Laudel 2006:108).

Ein anderer Aspekt, der bei einer Qualitätsprüfung der Forschung beachtet werden muss, ist die Offenheit der gestellten Fragen. Einerseits sollten die Interviewfragen offen formuliert sein, damit die interviewte Person über den Inhalt der Antworten entscheiden kann, andererseits besteht somit

die Gefahr, dass die Antworten unpräzise und im Hinblick auf die Forschungsfrage oberflächlich ausfallen. Zudem sind bei teilstrukturierten Interviews die Ergebnisse schwieriger zu vergleichen, da die Antworten sehr unterschiedlich sein können.

All die genannten Aspekte zur Validität können kaum komplett verhindert werden, es ist jedoch wichtig sich diesen Phänomenen bewusst zu sein und als forschende Person einen kompetenten Eindruck zu machen.

Eine allgemeine Reflexion zum gesamten Forschungsprozess folgt in den Schlussfolgerungen.

## 5. Resultate

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse aus der Forschung dokumentiert. Dabei werden die Aussagen noch nicht kommentiert oder in einen grösseren Kontext gebracht. Alle nachfolgenden Überlegungen stammen von den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern aus den Interviews. Die Diskussion, welche auch die Beantwortung der Forschungsfragen beinhaltet, folgt im Kapitel 6.

Dieses Kapitel beginnt mit dem gesellschaftlichen Wandel und dessen Folgen für den Wohnungsbau, sowie Veränderungen auf dem Immobilienmarkt. Anschliessend werden die unterschiedlichen Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen angeschaut, welche die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner in den Gesprächen diskutiert haben. Danach folgt die Dokumentation der möglichen Verantwortung der Bauträger, einen gesellschaftlichen Wandel zu unterstützen. Am Ende des Kapitels werden die Diskussionen in der Stadtplanung dokumentiert und durch die Gedanken der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zur Ausgangslage in der Stadt Zürich und Visionen für die Stadtentwicklung, komplementiert.

### 5.1 Veränderungen

#### Gesellschaftlicher Wandel

Die grössten Veränderungen stellen die Bevölkerungszusammensetzung und die Haushaltsstrukturen dar. Es gibt heute viel mehr Kleinhaushalte mit ein bis zwei Personen und die typische Kernfamilie hat nicht mehr den grössten Anteil in der Bevölkerung. Die klassische Familie, die das ganze Leben lang verheiratet ist und zwei Kinder hat gibt es nicht mehr so häufig. Dazu kommt, dass die Bevölkerung immer älter wird. Dieser Prozess findet ambulant statt, was bedeutet, dass die Leute möglichst lange in optimalen Wohnungen bleiben möchten. Der Baubestand entspricht aber nach wie vor dem Familien-Gesellschaftsmodell. Zusätzlich nimmt der Wohlstand stetig zu und viele Einpersonenhaushalte können sich 3- bis 4-Zimmer-Wohnungen leisten. Insofern wird es für weniger finanzkräftige Familien immer schwieriger, eine geeignete Wohnung zu finden.

*«Es stellt sich dann die Frage, ob es denen hilft, wenn ich mehr Familienwohnungen baue, oder müsste man nicht einfach für berufstätige Kleinsthaushalte kleinere Wohnungen und ein attraktiveres Angebot schaffen?» (I16).*

Zwei Gesprächspartner oder Gesprächspartnerinnen (I1, I5) betonen zudem, dass es viel mehr kleinere Wohnungen geben müsste. Denn, auch eine klassische Familie mit zwei Kindern braucht nicht mehr als 30 Jahre lang eine Familienwohnung. Es bräuchte gute Angebote für die Nachfamilienphase, sowie für Scheidungseltern.



Zusätzlich sind die Lebensphasen, in denen sich Veränderungen abspielen viel kürzer geworden. Beispielsweise hat die Mobilität zugenommen und eine 4-Zimmer-Wohnung wird nur für ein paar Jahre besessen, bevor ein Umzug wieder in Frage kommt. Das hat auch damit zu tun, dass sich die wenigsten Leute heute Eigentum leisten können und so auch nicht auf einer Immobilie sitzen bleiben und dadurch flexibler sind.

Was sich ebenfalls verändert hat, sind die Arbeitsverhältnisse. Frauen arbeiten häufiger und die Kinderbetreuung findet oft auswärts statt. Zudem sind Teilzeit Arbeitsstellen keine Ausnahme mehr. Neben dem, dass für eine gute Lage auf Wohnfläche verzichtet wird, gibt es den Ansatz, dass sich Paare Familienaufgaben teilen möchten, was sich teilweise negativ aufs Einkommen auswirkt und dann auch bereit sind, die Wohnfläche zu reduzieren. Innenstädtische Lagen sind wieder bedeutend wichtiger geworden. Wohnen in der Stadt ist auch für Familien attraktiv, wo ebenfalls eine reduzierte Fläche für eine gute Lage in Kauf genommen wird.

*«Da die Jahre des Materialismus ein bisschen vorbei sind, es ist nicht mehr so, dass man sich über sein Einfamilienhaus, das Auto, das Ferienhaus, die Glace- und Brotmaschine und was weiss ich definiert. Ich glaube, dass es immer mehr junge Leute gibt, das hat vielleicht auch mit der Bildung zu tun, welche viel mehr Qualitäten darin sehen, dass sie in einem guten Austausch mit anderen Menschen sein wollen und gewisse Sachen teilen. Diese Menschen wollen Qualität, man möchte Lebensqualität, ein gutes Fest feiern können, Leute einladen, Spass haben, und nicht unbedingt alleine 200m<sup>2</sup> Wohnfläche besitzen» (I5).*

Nicht alle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner sind sich einig, dass sich Themen zum Umweltschutz oder Suffizienz bereits auf den Wohnungsmarkt auswirken. Oft gehe es der durchschnittlichen Mieterin oder dem durchschnittlichen Mieter immer noch darum, dass der Balkon möglichst gross ist und die Küche und der Parquet schön sind. Diese Aspekte gelten nach wie vor als Statussymbole, mit denen sich die Bewohnerinnen und Bewohner identifizieren. Ein Bewusstsein ist zwar oftmals verstärkt da, aber wenn es darum geht, das eigene Verhalten oder die eigene Situation zu verändern, ist es immer noch sehr schwierig: *«Ob der Strom aus der Steckdose, aus der Photovoltaik oder aus dem Atomkraftwerk kommt, das interessiert leider immer nur die wenigsten. Vielleicht Generation Y, vielleicht kommt das einmal. Ich hoffe, dass solche Freitagsdemonstration ganz fest wachrütteln und sich da einmal etwas ändert» (I8).* Eine zusätzliche Schwierigkeit sei auch, dass sich viele Leute Wohnraum leisten können und dann auch nicht auf eine grosse Fläche verzichten möchten. Oftmals ist es auch so, dass so viel Wohnraum gemietet wird, wie es sich geleistet werden kann.

Vier Interviewpartnerinnen oder Interviewpartner (I4, I7, I14, I17) betonen, dass die Privatsphäre immer sehr wichtig bleiben wird und sind der Meinung, dass sich die Bedürfnisse an den Wohnraum nicht allzu stark verändern werden. Neue Wohnformen sind zwar durchaus attraktiv

und werden nachgefragt, es sind sich aber nicht alle Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner einig, wie stark das Angebot an alternativen Wohnformen ausgebaut werden muss.

### **Veränderungen auf dem Immobilienmarkt**

Heute investieren viele Pensionskassen und Anlagestiftungen in den Immobilienmarkt. Problematisch ist das heutige Zinsniveau, welches so tief ist, dass es kaum mehr Erträge bringt. Pensionskassen können ihr Geld schlecht platzieren und investieren daher häufig in Bauprojekte, da mit den Investitionen in Immobilien am ehesten noch Erträge erwirtschaftet werden können. Dadurch müssen diese Bauträger auch einen möglichst hohen Gewinn aus den Wohnbauprojekten erwirtschaften und der Anlagedruck ist gross. Die institutionellen Anleger sind daher auch eher konservativ, das heisst, sie müssen etwas erstellen, das sicher funktioniert. Sie sind nicht sehr experimentierfreudig und bieten selten Wohnungen ausserhalb des klassischen Familien-Schemas an. Problematisch sind zudem die teuren Landpreise. Wenn für einen Quadratmeter 5'000 Franken bezahlt werden müssen, kann kein Bauprojekt erstellt werden, welches tiefe Mieten verspricht. Da gibt es häufig nicht viele Spielräume und es wird versucht mit dem Bau das Maximum herauszuholen. Das führt dann dazu, dass die Wohnung an denjenigen vermietet wird, für den sie finanziell tragbar ist. Weil es trotz allem viele Leute gibt, die sehr hohe Löhne haben, können sie sich auch die Mieten leisten und daher bleiben auch teure Wohnungen selten leer. Es gibt aber durchaus auch ein paar wenige Anlagestiftungen, die sich mit den Themen preisgünstiger Wohnraum und reduzierter Ausbaustandard beschäftigen und solche Projekte erstellt haben. Das ist aber nicht die breite Masse.

Dennoch haben Anlagestiftungen teilweise sehr hohe Ansprüche an Energieeffizienz und Ressourcenschonung. Dadurch, dass viele Anlagestiftungen sehr viele Projekte und tausende Wohnungen erstellen, sind sie sehr professionell aufgestellt und haben daher ein grosses Knowhow in diesen Bereichen.

Der Immobilienmarkt ist in dem Sinne zusätzlich speziell, da in der Vergangenheit als Mieterin oder Mieter oft nicht die Wahl bestand, beispielsweise für 100 Franken Mietaufschlag ein zweites Badezimmer zu haben oder nicht. Generell ist der Ausbaustandard der Wohnungen stetig gestiegen, aber es ist nicht ganz klar, ob die Leute das unbedingt wollen oder nachfragen. Vermutlich würden viele Mieterinnen und Mieter darauf verzichten, aber sie konnten nicht auswählen. Sie hatten die Wahl zwischen einer Wohnung mit zwei Badezimmern oder gar keiner Wohnung. Da die Nachfrage nach Wohnraum in den Städten so gross ist, ist es schwierig Wohnpräferenzen zu erkennen. Solange der Immobilienmarkt alles absorbiert, braucht sich ein Bauträger nicht sehr viele Gedanken zu machen und darunter leidet dann die Qualität. Aber sobald die Nachfrage rückläufig wird und es die ersten Leerstände gibt, müssten sich Gedanken gemacht werden, was wirklich nachgefragt wird.

## 5.2 Zukunftsgerichtetes Wohnen

*«Man baut die Häuser am Schluss für die Bewohner, klar haben wir noch architektonische Ansprüche und das ganze Zeug drumherum, aber eigentlich geht es darum, den Mikrokosmos für die Leute herzustellen, damit sie sich am Schluss wohlfühlen. Wie das ganz genau sein muss, ist nicht in Stein gemeisselt. Da sind diese Kriterien, eine Art Leitfaden» (I6).*

### 5.2.1 Ressourcenschonung/Energieeffizienz

Allgemein herrscht eine grosse Zustimmung für ein möglichst ressourcenschonendes Bauen und die Befragten sind sich einig, dass ein Neubau einem aktuellen, guten Energiestandard entsprechen muss. Erneuerbare Energien sind dabei das A und O. Erwähnt wird, dass in dieser Hinsicht bereits viel gemacht wird und bautechnisch heute einiges möglich ist. Diverse Energielabel geben Minimalanforderungen vor und diese seien bereits relativ hoch und entwickeln sich ständig weiter. Die Labels allein reichen aber nicht, es braucht zusätzlich eine gute Kontrolle. In der Stadt Zürich gibt es gewisse Vorgaben, unter anderem das 2000-Watt-Ziel, weshalb die Befragten einen ressourcenschonenden Baustil eher als übergeordnete Pflicht ansehen. Es gibt also gewisse Rahmenbedingung, jedoch stellt sich die Frage, wie viel weiter gegangen werden will.

Die Genossenschaften sehen sich in der Pflicht noch mehr zu machen und eine Vorbildfunktion einzunehmen. Beispielsweise könnte eine Plus-Energiesiedlung erstellt werden, die mehr Energie produziert, als sie verbraucht. Wenn dann noch bewiesen werden könnte, dass dies günstiger ist als konventionelle Bauten, wäre das ein weiterer Pluspunkt.

Was zusätzlich noch einige Male angesprochen wurde, ist das Thema des Baustoffrecyclings, welches immer wichtiger geworden ist. Es wird zudem oft darauf hingewiesen, dass ein Bau selbst immer Ressourcen benötigt und sie daher nicht primär schont. *«Man kann es besser oder weniger gut lösen, aber an sich braucht er Ressourcen. Aber in dem, dass man eine Siedlung lang behält und man Materialien wählt, welche nicht so schnell verbraucht sind, kann man einiges machen» (I3).*

Es muss vorsichtig mit den Begrifflichkeiten umgegangen werden, denn hinter Effizienz und Ressourcenschonung können grundsätzlich verschiedene Ansätze stehen, wenn bei der Ressourcenschonung von einem Suffizienz-Ansatz ausgegangen wird. *« (...) Wenn ich etwas suffizient angehen möchte, dann stelle ich mir zuerst einmal die Frage, ob ich das überhaupt brauche. Wenn ich es einfach effizienter mache, komme ich sehr schnell zum Schluss: Ah jetzt ist es effizienter, jetzt kann ich mehr davon haben. Was dann überhaupt nicht dazu führen muss, dass man weniger Ressourcen verbraucht, sondern man hat etwas einfach optimiert» (I12).*

## Nutzungsdauer

*«Im Bereich lange Nutzungsdauer ist es zwiespältig; einerseits ja, wegen der grauen Energie, gleichzeitig haben wir teilweise einen Gebäudebestand, welcher sich nicht mehr gut sanieren lässt und nicht energieeffizient ist. Das ist eine komplexe Abwägungsfrage, es ist nicht per se besser, wenn es einfach eine lange Nutzungsdauer aufweist» (I13).*

Eine lange Nutzungsdauer ist oft auch problematisch, weil sich die Technologien rasch verändern und sich alte Gebäude teils sehr schlecht isolieren lassen.

## 5.2.2 Grün- und Freiräume

### Grünräume

Die Mehrheit der befragten Personen (I2, I3, I5, I6, I7, I8, I9, I10, I12, I14, I15, I17) sind sich einig, dass Grünräume sehr wichtig sind. Bei der Frage, ob es mehr Grünräume braucht, gehen die Ansichten jedoch auseinander. Viele sind der Meinung, dass es nicht von der Anzahl oder den Quadratmetern her mehr Grünräume braucht. Es braucht aber bessere und bewusst gestaltete Grünräume. Das hat auch mit der Verdichtung zu tun, denn, wenn dichter gebaut wird, wird es nicht mehr Grünräume geben können. *«Prozentual, wenn die Gebäude in die Höhe wachsen und mehr Leute darin wohnen, hat es relativ gesehen weniger öffentlicher Raum. Darum spricht man in dem Sinn oft von qualitativen Verbesserungen in diesem Bereich» (I14).*

Auf der anderen Seite weisen einige der Befragten darauf hin, dass es mehr Grünräume braucht, weil in den letzten Jahren zu viel Boden versiegelt wurde. *«Zum Beispiel beim Sechsiläutenplatz oder Turbinenplatz: Das sind wahrscheinlich qualitativ hochwertige Freiräume, aber grün ist es eher nicht. Das finde ich nicht gut, auch klimapolitisch, und rein von der Atmosphäre, vom sozialen Klima. Da muss man gut aufpassen. Bei vielen städtischen Neubauten ist teilweise unnötig asphaltiert worden, anstatt etwas mehr Wiese zu haben» (I9).*

Neben der Aufenthaltsqualität der Freiräume geht es auch um ökologische Qualitäten eines Grünraumes. Der Grünraum leistet einen entscheidenden Beitrag zum Mikroklima in der Stadt und ist fürs Ökosystem wichtig. Fürs Stadtklima braucht es mehr Grünräume, da sie effektiv zu einer Kühlung beitragen. Auch Artenvielfalt und Biodiversität sind Themen, die in Städten immer wichtiger werden und nicht vergessen gehen dürfen, wenn von Grünräumen gesprochen wird. Eine weitere zentrale Frage ist, wie die Grünräume ausgestaltet sind und wer Zugang zu diesen hat, denn Grünräume müssen benutzt werden können.

Eine Herausforderung sind zudem grosse Bäume in den Innenhöfen oder zwischen den Gebäuden. Da alles unterkellert ist oder eine Tiefgarage hat, können keine grossen Bäume gepflanzt werden, da deren Wurzeln zu wenig Platz haben und sich nicht entwickeln können. Somit sei es auch

teilweise schwierig einheimische Bäume zu pflanzen, da es je nach Bodenbeschaffenheit nicht viele Möglichkeiten gibt.

### **Klima-Architektur**

Das Thema der Erwärmung der Städte und wie sich eine Stadt vor allem im Sommer gegen die Hitze schützen kann, wird auch immer wichtiger. Das kann zum Teil mit der Gebäudestellung, aber auch mit Farben und Materialien, beeinflusst werden. Beispielsweise tragen helle Gebäude viel weniger zur Erwärmung der Stadt bei, ebenfalls sind auch unterschiedliche Gebäudehöhen besser für die Windströme. Eine wichtige Frage ist, wie Photovoltaik mit begrünten Dächern kombiniert werden kann. Eine weitere Problematik besteht in der Herkunft der Pflanzen, da deren Ursprung, einheimisch oder nicht, einen Einfluss auf die Tierwelt hat.

### **Qualitative Aussenräume**

Die Qualität der Aussenräume wird als sehr wichtig erachtet. Qualitative Aussenräume werden nicht nur mit Grünflächen geschaffen, sondern auch mit grauen Flächen. Das wichtigste Merkmal ist hier die Aufenthaltsqualität. Rest- und Abstandsflächen bringen nichts und müssen vermieden werden. Stattdessen sollten benutzte und belebte Flächen generiert werden. Entscheidend ist dann nicht unbedingt die Grösse der Fläche, sondern mehr die Gestaltung, weshalb in eine intelligente und koordinierte Planung investiert werden muss.

Ein schön gestalteter Aussenraum mit gewisser eigener Privatsphäre ist wertvoll, jedoch muss darauf geachtet werden, dass es nicht zu viele Privatgärten gibt, sondern auch einen grossen, öffentlichen Raum. Denn, für ein attraktives Quartierleben braucht es attraktive Aussenräume, sonst entstehen Wohnghettos ohne funktionierende Infrastruktur.

### **Freiräume**

Es braucht Freiräume, wo es den Bewohnerinnen und Bewohnern ermöglicht wird, etwas selbst zu gestalten und den Nutzen zu wählen. Die Benutzung darf deshalb nicht schon überall vorgegeben sein. *«Aneignungsflächen sind noch ein Thema: Dass man sich öffentliche Räume gut aneignen kann. Dass sich die Leute treffen können und eigene Dinge anreissen können. Flächen, wo nicht von Anfang an vorgegeben wird, was dort stattfinden soll. Das kommt mir noch bei Grün- und Freiräumen in den Sinn»* (I14).

### **Gemeinschaftsflächen & Sharing Economy**

Mehr als die Hälfte der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I2, I3, I6, I9, I10, I11, I12, I14, I15, I16) geben an, dass Gemeinschaftsräume und Sharing Economy Angebote grundsätzlich wichtig sind, wobei vor allem Gemeinschaftsflächen betont werden. *«Sharing Economy: Das ist*

*ein heikler Begriff. Ich würde den vermeiden. Gemeinschaftsflächen tönt ja schon gut, also einfach öffentliche Räume und Zugänglichkeit» (I14).*

Gemeinschaftsflächen sind wichtig, weil solche Flächen dazu dienen können, dass Wohnraum gespart werden kann, da beispielsweise nicht jeder ein Gäste- oder Arbeitszimmer braucht. Gemeinschaftsräume sind von den meisten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern erwähnt worden, da sie für genossenschaftliches Wohnen wichtig sind und überall dazu gehören. Die Räume werden meistens gut genutzt, auch wenn sie nie wirtschaftlich sind. Es muss darauf geachtet werden, dass nicht zu viele Gemeinschaftsflächen kreiert und diese dann nicht mehr genutzt werden und zu teuer sind. *«Also, wenn das Gästezimmer 100 Franken kostet, dann nutze ich es halt auch nicht» (I17).* Weiter werden gemeinschaftlich genutzte Infrastrukturen, wie Mobility Angebote oder Waschküchen erwähnt und Netzwerke der Bewohnerinnen und Bewohner, die unterstützt werden.

Es wird darauf hingewiesen, dass ein gewisses Bedürfnis aus den Siedlungen kommen muss und die Bereitschaft, etwas zu teilen, vorhanden sein muss, denn der Vorstand kann das nicht allein entscheiden. Allgemein geht es bei den Gemeinschaftsflächen darum, dass ein Bedürfnis der Bewohnerinnen und Bewohner bestehen muss, dem Platz gegeben werden kann. Wie und ob solche Projekte funktionieren muss für jeden Fall einzeln analysiert werden, da es für Sharing Economy Angebote und Gemeinschaftsflächen keine Patentrezepte gibt. Es muss zusätzlich bedacht werden, dass es beispielsweise beim Thema Mobilität bereits sehr viel Angebote gibt. Als Genossenschaft sei es wichtig Partnerin solcher Angebote zu werden und an das Umfeld anzubinden.

### **5.2.3 Planungsverfahren**

#### **Aufklärung und Dialog**

Die Aufklärung der Bevölkerung wird als wichtig erachtet, aber Aufklärung allein ist nicht genug, es muss immer auch ein Dialog stattfinden. Nur so kann auch die Akzeptanz erhöht werden, wobei es vor allem um die Akzeptanz der Veränderungen geht. Es besteht oft die Gefahr, dass ein Projekt von der Allgemeinheit und von Laien falsch interpretiert wird. Der Dialog der Bauträger mit den Betroffenen ist daher entscheidend. Der Dialog zwischen den Bauträgern und den Behörden wird durchaus positiv eingeschätzt. Die Genossenschaften sehen sich als Partner der öffentlichen Hand weshalb eine gute Kommunikation wichtig ist.

#### **Partizipation**

*«Transparenz und Akzeptanz hat für mich viel mit Partizipation zu tun. Das man nicht einfach plant, sondern mit den Leuten zusammen entwickelt. Wir müssen aufhören, die Städte auf dem Reissbrett zu planen, also von oben herab, aus einer Vogelperspektive. Wir müssen uns einen*

*Menschen vorstellen, welcher dort steht und dann aus dieser Perspektive die Stadt denken und planen kann. Weil so wird sie ja dann auch gelebt. Das A und O ist die Partizipation mit den Leuten, am besten mit denen, die es betrifft und dass man sich genug Zeit dafür nimmt» (I12).*

Die Partizipation der Bevölkerung wird grundsätzlich als essenziell und notwendig erachtet. Es geht darum, Hinweise der Bevölkerung auf bestimmte Bedürfnisse besser mitzuberücksichtigen. Partizipative Prozesse können ein Projekt voranbringen und bergen ein grosses Innovationspotential: *«Es ist auch ein gewisses Kapital, welches eingebracht wird. Die Leute investieren ihre Zeit, das ist ihre Freizeit und da stecken durchaus auch gute und berechtigte Ideen dahinter» (I16).*

Bei der genauen Ausgestaltung der Partizipation stellt sich oft die Frage, wer gefragt wird und sich einbringen darf. Im Prinzip soll nicht die breite Bevölkerung mitreden dürfen, sondern es sollen die Menschen partizipieren, die nachher dort wohnen. Dies ist nicht immer möglich, zum Beispiel wenn es um ein Mitwirkungsverfahren im Planungsprozess geht, ist der Zeitpunkt meistens zu früh, um die zukünftigen Mieterinnen und Mieter zu befragen. Dann geht es mehr darum, dass das Quartier, also die betroffenen Nachbarinnen und Nachbarn oder sonstige interessierte Personen, miteinbezogen werden. Wenn es darum geht, den Aussenraum oder beispielsweise einen Gemeinschaftsraum zu konkretisieren, dann sollten die Leute miteinbezogen werden, die nachher dort wohnen. Dann geht es weniger um die Planung, sondern mehr um die Umsetzung und um konkrete Wünsche. Partizipation muss daher nicht unbedingt bereits im Planungsprozess stattfinden, sondern kann auch in der Umsetzungsphase dazukommen.

Es muss immer klar umrissen sein, um was es bei der Mitwirkung geht und wo es möglich ist etwas zu verändern und wo nicht. Wenn vom Planungsverfahren oder Richtplan her bereits sehr viel vorgegeben ist, kann es sehr schwierig werden, die Bevölkerung einzubeziehen. Drei Gesprächspartnerinnen oder Gesprächspartner (I4, I11, I17) sprechen zudem an, dass die Rahmenbedingungen klar abgesteckt und gut kommuniziert werden müssen, sonst haben die Leute das Gefühl, dass sie alles anbringen können und werden dann enttäuscht.

Die Genossenschaften sind für eine transparente und frühzeitige Kommunikation besonders in der Pflicht, da die Mitsprache einen hohen Stellenwert hat und selbstverständlich ist. Vor allem bei Ersatzneubauten wird eigentlich immer ein Mitwirkungsverfahren organisiert. Die Information und Aufklärung sind da besonders wichtig, weil es darum geht, dass Leute, die dort wohnen, ausziehen müssen. Je früher mit der Kommunikation begonnen wird, desto grösser ist die Akzeptanz. Bei Ersatzneubauten geht es vor allem auch um das Anbieten von Lösungen, weil die Genossenschaften eine Wohnsicherheit bieten möchten und den Bewohnerinnen und Bewohner eine Alternative ermöglichen wollen. Das ist oftmals eine riesige organisatorische Herausforderung.

Es gibt durchaus auch Stimmen, die der Partizipation skeptisch gegenüberstehen (I1, I3, I7). Die Mitwirkung kann kontraproduktiv sein, wenn die Leute etwas einfach nicht wollen und durch die Partizipation einen Planungsprozess verhindern können. Ein Projekt wird auch nicht unbedingt verbessert, wenn zu viele Personen mit unterschiedlichen Meinungen mitreden.

Bei den Interviews wurde zudem darauf hingewiesen, dass die Meinungen der Bevölkerung meistens auf Erfahrungen beruhen. Bei einem innovativen Projekt, mit beispielsweise neuen Wohnformen, kann sich der Laie oft gar nichts darunter vorstellen. So kann es dann passieren, dass etwas Neues verhindert wird, weil die Leute nicht wissen wie sie damit umgehen müssen und die Qualitäten nicht erkennen.

Die Befragten sind sich einig, dass eine Partizipation immer anspruchsvoll ist, da beispielsweise oft Vorbehalte bezüglich der Dichte bestehen. Das Ergebnis eines Mitwirkungsverfahrens hängt daher stark davon ab, wie das Thema diskutiert und zu Beginn kommuniziert wird. Wenn es heisst, dass es sich um einen offenen Mitwirkungsprozess handelt, dann muss die Bereitschaft auch vorhanden sein, offen für alle Zielgruppen, die einbezogen werden sollten und dem Ergebnis zu sein. Sonst muss von Anfang an eingegrenzt und begründet werden, wieso nur bei bestimmten Themen mitgeredet werden kann.

Viele sehen die Partizipation als Challenge, aber auch als Chance: *«Einerseits bremst es das Projekt und es wird komplizierter, andererseits gelingt es im besten Fall und das Projekt wird besser und die Akzeptanz wird erhöht. Es ist wichtig, dass man die Entscheide gut verkauft und kommuniziert was die Qualitäten sind und die Gedanken, die dahinterstecken. Man soll auch erklären, was die ökonomischen oder technischen Zwänge sind, halt alles, was an Gedanken in den Planungsprozess integriert worden ist. Viele Leuten haben ja das Gefühl, dass es ein Zufallsprodukt ist was wir bauen, Hauptsache es hat genug Quadratmeter und das Geld stimmt am Schluss. Aber so ist es ja nicht, bei einem seriösen Planungsprozess ist ganz viel Hirnschmalz investiert worden. Die Kommunikation ist daher extrem wichtig»* (I8).

Es ist zudem wichtig, dass bei der Kommunikation auch die Herausforderungen aufgezeigt werden, zum Beispiel, dass, wenn die gleiche Dichte wie bisher angestrebt wird, die Wohnungen dann mehr als 3'000 Franken kosten würden. So verstehen die Leute, dass versucht werden muss, einen Kompromiss zu finden.



## 5.2.4 Verdichtung

### Verdichten und Innenentwicklung

Verdichtung und Innenentwicklung werden als wichtige Themen betrachtet, die genau untersucht werden müssen. Die Idee der Verdichtung in der Stadt tragen grundsätzlich alle mit:

*«Verdichten und Innenentwickeln: Das ist nicht neu, die Frage ist einfach wo die Schmerzgrenze liegt. Zum Teil ist diese den Kritiker folgend an bestimmten Orten überschritten. Das ist ein Grat, an dem man sich entlangbewegen wird» (I8).*

Bei der Verdichtung entstehen immer Zielkonflikte, beispielsweise mit den Grünräumen. Aber dadurch, dass der Boden endlich und einer der wichtigsten öffentlichen Güter ist, muss ihn die öffentliche Hand schützen. Die Alternative wäre eine weitere Zersiedlung, was eigentlich keine Alternative ist. Es ist wichtig, dass die Dichte an die Lebensqualität gekoppelt wird. Solange eine Verdichtung dazu führt, dass sich die Lebensqualität verbessert, ist es richtig zu verdichten. In dem Moment, wo sie sich verschlechtert, wird der Grat überschritten. Es braucht eine Verdichtung in der Masse, dass ein Anteil an Privatsphäre noch gewährleistet ist, aber auch das Gemeinschaftliche nicht zu kurz kommt.

*«Es braucht eine gewisse Dichte, dass Kontakte entstehen können und es gibt irgendwo eine Grenze, wo es dann zu viel ist. Das muss man sorgfältig analysieren, wie man mit dem Aussenraum und den gemeinschaftlich genutzten Räumen bei einem Projekt umgeht, wo sehr dicht gebaut wird. Wo kann man sich zurückziehen, was ist privat, was ist öffentlich und was ist halböffentlich? Diese Unterschiede muss man ganz klar machen. Es braucht aber eine gewisse Dichte, um die Art des Zusammenlebens, die wir gerne sehen würden, zu fördern. Ich finde, dass immer beides Platz haben muss, es muss für diejenigen Platz haben, die sich engagieren möchten, die sich finden möchten und es muss für diejenigen Platz haben, die sich zurückziehen möchten. Also wenn wir von Allen sprechen, müssen wir auch allen Bedürfnissen gerecht werden» (I15).*

Bei der Verdichtung heisst es deshalb eine Balance zu finden: So viel wie nötig und so wenig wie möglich. Denn es ist problematisch zu sagen: Dichter gleich besser. Es hat dort Grenzen, wo nicht mehr quartierverträglich gewohnt werden kann. Wenn ein Quartier zu anonym wird, funktioniert es nicht mehr. *«Dichte ist eine Chance und man kann viel herausholen, aber nur weil es dichter ist, ist es nicht besser. Dichte allein kann also nicht das Ziel eines Stadtentwicklungsprozesses sein» (I12).* Es muss immer aufs Neue geprüft werden, was es heisst, massvoll zu verdichten. Allgemein ist Verdichtung kein einfacher Begriff und einer, der immer negative Gefühle in den Menschen hervorbringt. Denn Verdichten, was keine schöne Vorstellung ist, will eigentlich niemand, aber dennoch ist es ein Vorgang, der getan werden muss.

## Nutzungsdichte

Bei der Verdichtung ist vor allem die Nutzungsdichte entscheidend. Es ist wichtig, dass es mehr Menschen gibt, die sich an einem Ort aufhalten und den Raum nutzen und, dass nicht nur einfach mehr Beton verbaut wird, ohne dass diese Fläche belebt ist.

*«Eine Belebung des öffentlichen Raums gibt es erst ab einer bestimmten Anzahl Personen. Das heisst, wenn ich von bestimmten Infrastrukturen, Arzt, Kindergarten, Schule, Schwimmbad, etc. profitieren möchte, dann muss ich mit mehreren zusammenwohnen, dann brauche ich eine hohe Nutzungsdichte. Das muss nicht überall gleich sein, aber ich muss mir dessen sehr bewusst sein. Weil was manchmal passiert und was dann tragisch ist, ist, dass zwar Innenentwicklung stattfindet, aber die Ausnutzung des Bodens nicht hoch genug ist, um eine gewisse Nutzungsdichte auch zu erreichen. Dann hat man den teuren Wohnraum, der aber nicht genug genutzt wird, um zum Beispiel einen Laden zu halten. Das heisst, er ist dann für die nächsten 40 Jahre zur Ödnis verdammt und das bringt niemandem etwas, dann hat man falsch investiert» (I16).*

## Ortsspezifische Dichte

Bei diesem Thema muss immer ein gesamtheitlicher Blick vorhanden sein: *«Es muss eine Vielfalt da sein und das heisst, dass es nicht überall gleich ist. Das heisst automatisch, dass es ortsspezifische Dichten gibt. Das ist nicht immer einfach zu kommunizieren im Dialog. Grundsätzlich soll nicht alles gleich sein. Das ist auch ein Aspekt einer vielfältigen Stadt» (I11).*

Die befragten Personen sind sich einig, dass es ortsspezifische Dichten geben muss, die Stadt darf nicht überall gleich dicht bebaut sein. Es soll aber nicht heissen, dass es in einem Quartier, welches heute nur sehr dünn bebaut ist, keinen Wechsel geben darf. Es muss möglich sein, ein Quartier auch zu verändern, was die Dichte betrifft. Daher ist es oft eine schwierige Diskussion, weil es verschiedene Auffassungen und teilweise Vorgaben gibt, die nicht verändert werden können.

## Flächenverbrauch

Die meisten befragten Personen finden es wichtig, dass der Flächenverbrauch pro Person in der Stadt nicht zu hoch ist, denn nur so können mehr Menschen in den Städten leben. Es gibt verschiedene Möglichkeiten einen geringeren Wohnflächenverbrauch zu erreichen, beispielsweise wenn es Flächen gibt, die gemeinschaftlich mit anderen Leuten benutzt werden können. Zusätzlich wird ein geringer Wohnflächenverbrauch mit knapp geschnittenen Wohnungen erreicht. Das heisst, dass dann eine 4-Zimmer-Wohnung eher bei 90 statt bei 110 Quadratmetern liegt. *«Aber grundsätzlich ist das vor allem in der Stadt Zürich ein Thema, dass die Grundrisse wieder am Schrumpfen sind und dass man sich genau überlegt, wie gross man die Zimmer macht und was der Qualität dient und wodurch keine zusätzliche Qualität entsteht. Also*

*bringen mir fünf zusätzliche Quadratmeter im Wohnzimmer etwas oder ist es einfach Luft, die man verbaut. In Zürich ist dieses Thema schon fast wieder alt, aber es gibt genug andere Regionen wo immer noch gebaut wird wie in den 70/80-er Jahren» (I8).*

Hinzu kommt, dass wenn bezahlbare Wohnungen auch für Leute mit kleinem Einkommen angeboten werden sollen, knappe Wohnungen gebaut werden müssen, da eine 4½-Zimmer-Wohnung mit 100m<sup>2</sup> günstiger ist, als wenn diese 120m<sup>2</sup> hat. Die Herausforderung wird dabei der Versuch sein, mit immer geringerem pro Kopf Flächenverbrauch eine gleich gute oder bessere Lebensqualität zu haben.

Auf der anderen Seite gibt es Belegungsvorschriften. Vier Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I2, I3, I8, I15) sind sich einig, dass eine Belegungsdichte wichtig ist, denn in einer höheren Belegungsdichte steckt das grösste Verdichtungspotential. Dies ist aber ein heikles Thema und funktioniert vor allem wenn sich die Gemeinschaft verpflichtet, möglicherweise auf Wohnraum zu verzichten, wie von Genossenschaften mit den Belegungsquoten gehandhabt. Die meisten Genossenschaften haben eine Belegungsregelung, welche besagt, dass in einer Wohnung die Anzahl Zimmer minus eins die minimale Belegung für diese Wohnung bedeutet. Manche gehen jedoch noch einen Schritt weiter und sagen: Personen gleich Anzahl Zimmer. Die Leute, die sich für eine Wohnung in der Genossenschaft interessieren, wissen, dass wenn sich die Lage verändert, sie vielleicht ausziehen müssen. Anders ist es schwierig den Menschen so etwas vorzuschreiben, weil mit Zwang oder Bevormundung am wenigsten erreicht wird.

Bei diesem Thema muss zudem beachtet werden, dass es den bewussten Verzicht auf Wohnfläche, aber gleichzeitig auch einen ökonomischen Druck, gibt. Für gewisse Personen ist es nicht möglich, mehr Wohnfläche zu beanspruchen, obwohl das vielleicht für eine angemessene Lebensqualität nötig wäre.

*«Wohnen ist etwas sehr Existenzielles, auch im Sinn von jemanden den Wohnraum wegnehmen. Das braucht eine grosse Sorgfalt. Solange man sagt, dass man eine Familienwohnung aufgeben muss, weil die Kinder ausgezogen sind, finde ich das richtig. Das muss man auch so machen, denn sonst funktioniert das Konzept nicht, dass man sagen kann, man verzichtet auf Wohnraum, hat dafür aber qualitativ hochwertigen und preisgünstigen Wohnraum und möchte, das dann vielleicht eine Generation später wieder neuen Leuten zur Verfügung stellen. Die Wohnsicherheit, dass niemand Angst haben muss, jemals ohne passende Wohnung dazustehen, muss aber gegeben sein. Aber damit umzugehen braucht sehr viel Feingefühl, das ist nicht einfach aber extrem wichtig und Themen, die uns immer beschäftigen» (I15).*

### 5.2.5 Soziale Aspekte

#### Durchmischung

Wohnungen in der Stadt sollen für eine breite Schicht zugänglich sein, auch für solche mit tiefem Einkommen. *«Idealerweise darf es durchaus einen Mix haben, damit es nicht auf die eine oder andere Seite kippt und quasi einen Ghettoisierungs-Effekt gibt. Aber das finde ich ein zu starkes Wort, besser Segregations-Tendenzen»* (I11).

Eine durchmischte Bevölkerung in den Quartieren wird von sieben Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern (I2, I3, I4, I5, I9, I10, I13) als sehr wichtig erachtet. Einige Genossenschaften schauen bei den Belegungen der Wohnungen auf die Verhältnisse im Kanton und versuchen so, einen Spiegel des Kantons abzubilden. Die Genossenschaften betonen, dass es daher auch wichtig ist, dass Leute mit höherem Einkommen berücksichtigt werden und nicht nur solche mit tiefem Einkommen. Neben Einkommensschichten ist auch eine Durchmischung bezüglich Ausländeranteil wichtig. Mit einer sozialen Durchmischung wird erreicht, dass eben nicht Viertel geschaffen werden, mit nur günstigen oder teuren Wohnungen. Gemäss den Interviewaussagen wird viel für durchmischte Quartiere getan. *«Der stärkste Mechanismus hier sind heute oft der Preis und die Wohnungsgrössen, die mitspielen. Also mit Angebotstypologien kann man die Durchmischung ein wenig steuern»* (I13).

Dennoch wird erwähnt, dass es nicht ganz einfach ist, eine Durchmischung auch über die Jahre hinweg in den Quartieren zu behalten. *«Das Problem ist, dass die Leute, die hier einmal einziehen meistens lange bleiben und wohlhabender werden, dann steigt das Durchschnittseinkommen. Das heisst, wir können eigentlich nur noch Leute mit sehr tiefem Einkommen berücksichtigen, wenn wir neue Leute aufnehmen. Mittlere Einkommen haben fast keine Chance im Moment, da wir sonst nicht auf den Mix kommen, den wir uns wünschen»* (I9).

Eine befragte Person (I10) stellt sich zudem die Frage, ob ein einzelnes Haus, ein Quartier oder die ganze Stadt gleichmässig durchmischt sein muss und wie viel Durchmischung gut ist. Es gibt beispielsweise auch eine gewisse räumliche Profilierung in der Stadt, dort wo Leute zusammentreffen, die sich ähnlich sind. Ob eine absolute Durchmischung erstrebenswert ist bleibt deshalb unklar. *«Wenn wir in Zürich schauen, dann haben wir ein Seefeld, den Kreis 6 und Oerlikon, diese Quartiere sind alle in einer gewissen Art in sich durchmischt, aber sie haben auch alle irgendwie ein eigenes Profil, das ist ja auch nicht schlecht. Weil, es entwickelt sich ja rundherum dann auch ein Angebot für diese Zielgruppe, das kann ja dann durchaus auch eine Qualität in der Stadt ausmachen»* (I13).

## Belebung

«Ich finde es total relevant, dass man die Quartiere belebt, dass die Leute das Gefühl bekommen, dass sie nicht nur da wohnen. Das entschärft automatisch auch viele Konflikte» (I9). Wenn es um lebendige Quartiere geht, spielt eine durchmischte Bevölkerung nur eine untergeordnete Rolle. Ein Quartier, welches durchmischt ist, muss nicht lebendig sein. «Ob ein Quartier lebendig ist, hängt meiner Meinung nach mehr von der Nutzungsdichte ab. Es hat mehr damit zu tun, wie viele Leute da sind, als wie viel unterschiedliche Leute da sind» (I16).

Oft wurde die Frage der Interaktion angesprochen und was es braucht, damit eine hohe Interaktion zwischen den Leuten stattfindet und ein Gebiet belebt werden kann. Etwas lebendig zu halten ist eine Herausforderung. Bei solchen Diskussionen hat es teilweise viel Sozialromantik mit dabei. Das Wohlbefinden an einem bestimmten Ort ist nicht unbedingt vom gemeinschaftlichen Leben oder einem starken Zugehörigkeitsgefühl abhängig. Es ist schön, wenn es solche Strukturen gibt, die funktionieren, aber es ist nicht zwingend nötig, damit eine Gemeinschaft funktioniert.

Wenn die Leute dazu gebracht werden sollen in einem Quartier mehr zu machen als nur zu schlafen und wohnen, braucht es Läden, einen Coiffeur oder anders kleines Gewerbe. Das Problem ist aber, dass es heute die Tendenz gibt, dass sich einerseits die Läden in Einkaufszentren konzentrieren und andererseits die Leute oft im Internet einkaufen, was beides dazu führt, dass kleine Läden nicht überleben können. Früher gab es vielmehr solche Quartierläden, aber diese wurden mit der Zeit verdrängt. Bevor also versucht wird, wieder neue Strategien für solche Läden zu entwickeln, müssten sich zuerst die Menschen ändern, sonst bringt der ganze Aufwand wenig, betonen vier Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I1, I3, I5, I9).

## Zusammenhalt und Unterstützung

Bei den Genossenschaften wird einiges für den Zusammenhalt in den Siedlungen unternommen. Die meisten Genossenschaften haben Siedlungskommissionen, welche vom Vorstand finanziell unterstützt werden, damit Anlässe organisiert werden können, welche nicht selbsttragend sind. Beispielsweise gibt es an vielen Orten Freizeitkommissionen, welche Events in der Genossenschaft organisieren. Dies können Quartierfeste, Märkte, Bastel- oder Flickanlässe sein. Zusätzlich gibt es bei den einen Genossenschaften Vertrauensleute, welche die erste Anlaufstelle bilden und das Bindeglied zum Vorstand sind. Bei anderen gibt es einen Hilfsfond, der einspringt, wenn Leute in eine finanzielle Notlage geraten. Neben diesen traditionellen Interventionen vom Vorstand oder den Freizeitkommissionen werden auch eigene Initiativen der Bewohnerinnen und Bewohner unterstützt und gefördert.

## Stadt für alle

*«Stadt für alle ist eine grosse Debatte um das Recht auf Stadt. Wie soll eine Stadt funktionieren? Sozial ausgewogen, nicht zu privilegiert, nicht zu ausschliessend, zugängliche öffentliche Räume für alle, ohne dass die eine Gruppe die andere dominiert. Dafür braucht es ein Management» (I14).*

Auf der Ebene eines Gebäudes sollte ein Haus immer einen Beitrag an die Stadt leisten und einen Anspruch haben, dass es zu einer Verbesserung der Stadtqualität für alle beiträgt.

Die Durchquerung in den Siedlungen, also wo überall durchgelaufen werden kann, ist ein wichtiges Thema. Ebenfalls wird die Frage nach der Einzäunung häufig besprochen. Grundsätzlich sollte eine Siedlung offen sein und auch Gäste einladen, was aber natürlich wieder zu Konflikten führen kann.

Die Stadt für alle, eine Stadt, die für alle offen ist, wäre somit der Idealfall. Städte sollten daher so gestaltet werden, dass sie allen Personen Zugang gewähren. Aber es stellt sich die Frage, Zugang zu was? Eine Stadt bietet Zugang zu Ausbildung und Arbeit, öffentlichen Einrichtungen und Wohnraum.

*«Das ist auch ein Auftrag, den wir uns geben, wenn wir sagen, dass wir für alle bauen. Wir möchten Wohnraum für alle schaffen. Das können wir aber natürlich nicht allein stemmen, das müssen wir zusammen mit der öffentlichen Hand, mit Privaten, gemeinsam machen, das ist klar» (I15).*

Ob Stadt für alle die richtige Bezeichnung ist, wird oftmals verneint. Stadt für alle sei wie ein Slogan und politisch geprägt, weshalb ein anderer Begriff verwendet werden sollte (I13).

## 5.2.6 Wohnformen

### Wohnraumflexibilität

Anpassungsfähigkeit und Flexibilität soll gemäss vielen Interviewaussagen nicht heissen: *«dass man in Schaltzimmer und flexible Wände investieren soll» (I4)*. Solche baulichen Investitionen sind zu teuer und es hat sich herausgestellt, dass es nicht funktioniert. Denn bei sogenannten Schaltzimmern müsste die Wohnung daneben genau das umgekehrte Bedürfnis zur selben Zeit haben.

Über die Hälfte der befragten Personen (I2, I3, I4, I5, I6, I7, I9, I17) gibt an, dass Gäste-, Zusatz- oder Jokerzimmer aber eine gute Möglichkeit sind, eine gewisse Flexibilität zu gewährleisten. Dies sind meistens Ein-Zimmer Einheiten mit kleiner Nasszelle, aber ohne Küche. Diese Zimmer können nur in Kombination mit einer Wohnung gemietet werden und sind ideal für Gäste oder als Übergangslösung für Jugendliche, welche sich ein wenig mehr Platz und Privatsphäre

wünschen. Es ist wichtig, dass solche Zimmer aber nicht zu teuer sind, sonst werden sie nicht gebraucht.

Auch die Flexibilität nach dem Bau wird oft angesprochen. Sechs Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I8, I10, I11, I13, I15, I17) betonen, dass ein Angebot geschaffen werden muss, welches verschieden genutzt und nicht nur von einer Haushaltsform in einem Lebensabschnitt bewohnt werden kann. Das kann heissen, dass 3- und 3½-Zimmer-Wohnungen sowohl familien- wie auch wohngemeinschaftstauglich sind. Meistens bedeutet das, dass es eine gewisse Anzahl an Zimmern braucht und beispielsweise nicht riesige Wohnzimmer. Wenn es in einer 100m<sup>2</sup> Wohnung nur zwei Zimmer hat, kann nur eine Person einziehen, was gegen die Flexibilität einer Wohnung spricht. Wertvoll ist eine klassische Wohnung, die in eine Clusterwohnung oder ein Atelier umfunktioniert werden kann.

*«Im Wohnungsbau sollte man Flexibilität nicht zu sehr überbewerten. Umgekehrt gesagt gibt es einfach gute Strukturen und Proportionen im Wohnungsbau; siehe 19. Jahrhundert Altbau Wohnungen. Diese sind immer noch top und immer noch gefragt. Diese Wohnungen sind hoch flexibel. In so einer 4½-Zimmer-Wohnung wohnen entweder drei Studenten oder eine Familie mit drei Kindern oder es ist eine Rechtsanwaltskanzlei darin. Das hat damit zu tun, dass die Raumqualität grundsätzlich gut ist. Es sind angenehme Räumlichkeiten, sie sind gut proportioniert und belichtet. In der Disposition einer Altbauwohnung hat es meistens zwei/drei clevere Grundriss-Tricks» (I8).*

### **Wohnungsmix**

Wandelbar und flexibel beziehen sich gemäss den Interviewdaten oft auf ein grosses Portfolio an unterschiedlichen Wohnungsangeboten und nicht auf einen Wohnungstypus, der sich verändern lässt. Durch unterschiedliche Angebote wird ein Wohnungstausch vereinfacht und die Flexibilität bleibt bestehen.

Der Wohnungsmix sollte möglichst gross sein, denn so werden unterschiedliche Zielgruppen in verschiedenen Lebensphasen angesprochen. Je grösser das Projekt, desto grösser sollte die Variabilität sein. Früher wurde in einem Block 100-mal der gleiche Wohnungstypus gebaut, beispielsweise alles 3½-Zimmer-Wohnungen. Das Problem ist dann, dass, wenn sich die persönlichen Umstände verändert haben und eine andere Wohnung gebraucht wurde, die Möglichkeit im Quartier zu bleiben, nicht vorhanden war. Ein neues Wohnbauprojekt sollte daher einen guten Mix an verschiedenen Wohnungen anbieten.

### **Gemeinschaftliches Leben**

Sechs Interviewpartnerinnen und Interviewpartner (I1, I2, I9, I11, I12, I17) sprechen an, dass es bauliche Massnahmen braucht, damit ein gemeinschaftliches Miteinander überhaupt möglich

wird. Es geht um eine Art Gemeinschafts-Architektur, welche ein gemeinschaftliches Leben zulässt und es nicht verhindert. Es ist wichtig, dass bei Wohnprojekten darauf geachtet wird, dass der Anonymisierung entgegengewirkt werden kann. Das kann beispielsweise mit der Ausgestaltung eines Treppenhauses erreicht werden, wo der Lift nicht direkt vor der Haustüre ankommt oder mit Gemeinschaftsräumen, einem Veloraum oder Waschsalon. Ganz allgemein geht es auch um die Wohnungsgrösse, denn je grösser eine Wohnung oder ein Balkon ist, desto weniger muss sich ausserhalb der Wohnung aufgehalten werden. *«Man muss nicht alles auf Individualität ausrichten und sie zum Beispiel mit abgeschotteten Balkonen zusätzlich noch fördern» (I12).*

Des Weiteren gibt es betriebliche Lösungen für ein gemeinschaftliches Leben, wie ein gemeinsam geführter Quartierladen, oder Quartieranlässe im Allgemeinen, die von vier Gesprächspartnerinnen und Partnern (I8, I11, I13, I14) erwähnt werden. Es braucht eine Organisationsform, die den Leuten einen Grund gibt, überhaupt zusammen zu kommen. Dafür kann beispielsweise ein Teil der Verwaltungsaufgaben dezentralisiert und an die Bewohnerinnen und Bewohner abgegeben werden. Angesprochen wird, dass es einen Grund braucht, damit sich die Leute treffen. *«Die entscheidenden Faktoren sind, dass man immer einen Ort kreieren muss, wo man zusammenkommen kann» (I11).* Dadurch ergeben sich Treffpunkte, wo sich Menschen begegnen und sich das Gemeinschaftliche entwickeln kann. Wichtig ist aber auch, dass nichts erzwungen wird. Jede Person sollte immer die Möglichkeit haben selbst zu entscheiden, wo sie sich engagieren will und wo sie mitmachen möchte, es sollte kein Zwang sein. Diese Punkte tragen ebenfalls entscheidend zum Wohlbefinden bei.

### **Neue Wohnformen**

Wenn die Rede von neuen Wohnformen ist, wird meistens von Clusterwohnungen gesprochen. Es gibt geteilte Meinungen, ob Clusterwohnungen eine Alternative für die Zukunft sein könnten. Die meisten befragten Personen gehen davon aus, dass die Nachfrage noch zunehmen wird und deshalb auch das Angebot. Jedoch wird darauf hingewiesen, dass Clusterwohnungen mengenmässig eher ein Nischenprodukt bleiben werden. Dabei wird hervorgehoben, dass solche Wohnformen nicht erzwungen werden können, da die Leute das von sich aus wollen müssen. Zusätzlich wird betont, dass die Privatsphäre sehr wichtig bleiben wird. Bei gemeinschaftlich gedachten Projekten ist die grösste Angst, dass nachher nicht mehr genug Privatsphäre vorhanden ist:

*«Das ist eine berechtigte Angst. Wohnen ist ein Grundbedürfnis, es ist eines der ersten Bedürfnisse, das wichtig ist. Es ist nicht substituierbar, deswegen brauche ich auch die Privatsphäre. Das Arbeiten und die Freizeit haben sich total verändert, aber das Wohnen hat sich kaum verändert. Ich wohne nicht gross anders als vor 30 Jahren, immer noch ein Zimmer,*



*Schlafzimmer, Küche und Wohnzimmer. Dann gibt es neue Formen, wo ich gewisse Räume teile, aber beispielsweise das Schlafzimmer teile ich nie. Ich glaube Wohnen, und eben weil es ein Grundbedürfnis ist, verändert sich kaum» (I17).*

Gemeinschaftliches Wohnen kann aus zwei unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden. Einerseits aus einer ideellen Optik, also, dass gerne mit anderen Menschen zusammengewohnt wird. Die Idee von gemeinschaftlichen Wohnformen soll beispielsweise auch sein, dass die Bewohnerinnen und Bewohner sich untereinander besser bei der Kinderbetreuung helfen können. Auf der anderen Seite ist der Preis ein starker Treiber. Der andere Blickwinkel wäre also, dass über den Preisdruck wieder vermehrt Wohngemeinschaften entstehen können.

Neben der ideellen Vorstellung, dass Leute gerne im Kollektiv leben möchten, bieten Clusterwohnungen eine pragmatische Lösung für den Moment. Eine Clusterwohnung gibt verschiedenen Personengruppen die Möglichkeit, für eine bestimmte Zeit an zentralen Lagen in der Stadt zu einem attraktiven Preis zu leben. Das sind beispielsweise Leute in Ausbildung oder solche die verrentet sind oder alleinerziehend mit Kind. Es ist eine Frage der Ausgestaltung, wie gross der private Raum ist, der jeder zur Verfügung hat. Diesbezüglich gibt es noch Forschungsbedarf, beispielsweise wie viel Individualität es in einem Cluster braucht und wie das gemeinschaftliche Zusammenleben in Zukunft funktioniert.

Sechs Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I1, I7, I10, I11, I14, I17) sind aber dennoch der Ansicht, dass solche Clusterwohnungen überbewertet sind und allenfalls für eine kleine Nischengruppe eine Lösung darstellen, aber nicht für mehr als 20%, da die klassischen Wohnungen weiterhin am beliebtesten sind.

Zusätzlich zum Wohnungsangebot, das möglichst breit und flexibel sein soll, sind neue Wohnformen notwendig. Fünf der befragten Personen (I2, I3, I6, I11, I12) sind sich einig, dass es bei den Wohnformen noch Entwicklungspotential gibt. Bei der Entwicklung von neuen Wohnformen ist es deshalb wichtig, dass Verschiedenes ausprobiert wird, was aber nicht nur den Architekten überlassen werden kann. Verschiedene Akteure müssen sich in diese Debatte einmischen. Heute ist es so, dass oftmals die Auswahl fehlt und Leute eine Standardwohnung mieten, weil sie keine Alternative haben. Somit müsste das Angebot erhöht werden. Dabei wird oft diskutiert, ob der gesellschaftlichen Veränderung und dem Wunsch nach mehr Ein-Personen-Haushalten und Kleinstwohnungen Rechnung getragen werden muss und in diese Richtung geforscht werden soll oder ob die Leute dazu gebracht werden müssen, wieder mehr gemeinsam zu leben und sich gewisse Räume zu teilen. Die Meinungen gehen hier auseinander.

*«In der Vergangenheit hat der Mensch nie, ausser in den letzten 50 Jahren, allein in einer Höhle gewohnt. Wir sind soziale Wesen, welche in Gruppen funktionieren. Und warum jetzt plötzlich alle allein in einer Wohnung sitzen müssen ist mir ein Rätsel» (I12).*

## **Erdgeschoss Nutzung**

Die Nutzungsvielfalt im Erdgeschoss wird als spannendes Thema betrachtet. Ob erdbezogenes Wohnen oder Gewerbe, die Erdgeschossnutzung braucht immer einige Überlegungen. *«Nutzungsvielfalt, vor allem im Erdgeschoss, ist ein anspruchsvolles Thema, vor allem weil die Idealvorstellung, dass man im Erdgeschoss immer publikumsorientierte Nutzung hat, nicht so realistisch ist. Weil, wir alle konsumieren nur eine bestimmte Anzahl Dinge und dass dies ein wenig räumlich konzentriert ist, ist natürlich» (I10).*

Teilweise spielen auch übergeordnete Vorschriften, wie das Tempolimit einer angrenzenden Strasse eine Rolle, wie das Erdgeschoss genutzt werden kann. Damit von der Strasse nicht direkt ins Wohnzimmer im Erdgeschoss geschaut werden kann, führt beispielsweise ein Hochparterre zu mehr Privatsphäre. Je nach Standort bieten sich unterschiedliche Nutzungen an. Fast die Hälfte der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I1, I3, I5, I9, I10, I11, I16) sprechen den Traum von einem Laden oder Kaffee an. Das funktioniert an gewissen Lagen aber nicht so gut, weil es dafür viel Laufkundschaft und auch ein Umdenken braucht, da vieles online bestellt wird und es für eine Boutique auch schon an zentraler Lage schwierig ist.

Sind in den Erdgeschossen kommerzielle Flächen und gute Nutzer erwünscht, ist es wichtig, dass die Bauträger vorinvestieren und sich genaue Gedanken gemacht werden, wer die Zielgruppen sind. Damit dies auch an schwierigen Lagen funktioniert, braucht es eine gewisse Dichte. Die Nutzungsvielfalt könnte auch dadurch entstehen, dass nicht immer nutzungsspezifisch gebaut wird und gewissen Dingen einen freien Lauf gelassen wird. So können sich Geschäfte auch in einer Hochparterre Wohnung ansiedeln oder im Erdgeschoss kann gewohnt werden, falls es gewünscht wird.

### **5.2.7 Lebensstil/Lebensqualität**

#### **Lebensqualität**

*«Steigerung der Lebensqualität: Das ist ein Grundprinzip, das immer gilt und man in jeder Hinsicht anstreben sollte: Individuelle Lebensqualität, also Zugang zu Lebenschancen, Entfaltungsmöglichkeiten, Sicherheit und auch gesellschaftliche Lebensqualität. Das heisst, nicht die individuelle Lebensqualität für einen Teil der Gesellschaft erhöhen und die anderen verlieren dabei. Es muss also ein gesellschaftlicher Ausgleich möglich sein» (I14).*

Drei Gesprächspartnerinnen oder Gesprächspartner (I11, I14, I17) betonen, dass eine Steigerung der Lebensqualität stets an erster Stelle stehen sollte und eigentlich eine grundsätzliche Auflage an jedes Projekt sein muss.

Dennoch wird erwähnt, dass einige der besprochenen Kriterien der Lebensqualität widersprechen, wie beispielsweise die Wohnfläche. Bei den meisten Zufriedenheits-Umfragen stellt sich heraus,

dass grosse, luftige Zimmer und ein grosszügiger Balkon wichtig sind. Die Frage, die sich auch hier stellt, ist, ob diese Aspekte bezahlbar sind und nachgefragt werden.

### **Nachhaltigkeit**

Die Frage der Nachhaltigkeit ist je länger je mehr ein Thema in der Schweizer Gesellschaft und ein grosser Teil engagiert und interessiert sich für diese Themen. Das Bewusstsein wächst in verschiedenen Lebensbereichen, so besteht auch im Bezug aufs Wohnen eine Nachfrage nach ökologischem Wohnen, auch wenn das nicht die breite Masse ist. *«Ökologische Lebensstile werden nachgefragt, aber auch das ist eher so ein Nischenphänomen»* (I16).

Vielen Leute ist es egal ob ihre Wohnung ein alternatives Heizsystem hat oder nicht, vor allem bei tiefen Einkommensschichten ist es hauptsächlich wichtig, dass die Mieten tief sind und die Energie nicht zu viel kostet. Im Moment geht es meistens noch darum, ob die Küche schön und der Balkon gross genug ist.

Gerade bei den Genossenschaften gehen die Meinungen aber in eine andere Richtung. Dort ist es wichtig, dass in einer Siedlung ökologisch gewohnt werden kann. Es ist eine Aufgabe der Genossenschaft, die Rahmenbedingungen so zu setzen, dass ein ökologischer Lebensstil geführt werden kann. *«Es bringt ja nichts, wenn die Leute nachhaltig leben möchten, aber eine Ölheizung haben»* (I1). Es hat sich herausgestellt, dass die meisten Interviewpartnerinnen und Interviewpartner denken, dass durch das übergeordnete Ziel der 2000-Watt-Gesellschaft automatisch gewisse Rahmenbedingungen im Wohnungsbau gesetzt werden. Ob das die Leute explizit nachfragen oder nicht, ist dabei egal, denn durch die Rahmenbedingungen werden auch die Leute eingeschlossen, die sich für Umweltthemen nicht interessieren.

*«Ich glaube am Ende des Tages wird es darum gehen, dass wir uns insgesamt als Gesellschaft darauf einigen: So kann es nicht weitergehen, wir zerstören unsere Lebensgrundlage und wir zerstören damit auch ganz viel an Lebensqualität. Wenn sich diese Einsicht einmal mehr durchsetzt, auch politisch, wäre das gut. Wenn wir auf ökologische Lebensstile als Nachfragesegmente setzen wird es nicht automatisch Suffizienz. Das ist eine Nische, wie die neuen Wohnformen eine Nische sind, diese Leute werden uns immer moralisch das Gefühl geben, dass sie besser sind als wir. Das bringt uns aber nicht weiter, denn diese Leute werden nicht die Welt retten. Es darf nicht nur darum gehen, dass wir freiwillig verzichten, handeln, oder, es finanziell möglich ist; weil ich Doppelverdiener ohne Kinder bin und es mir leisten kann Bioprodukte zu kaufen, einen Flug zu kompensieren oder mit dem Zug zu fahren, auch wenn es teurer ist. Ich kann die Entscheidung treffen, aber das ist eben auch eine, die ich mir leisten können muss. Darum werden Leute wie ich so nicht die Welt retten, das ist dummes Zeug. Sondern es wird darum gehen müssen, dass wir irgendwann noch mehr die Folgen spüren werden von*

*dem was wir bis jetzt tun und dann wird sich das automatisch ändern, oder wir setzten politisch die Rahmenbedingungen» (I17).*

Geht es bei solchen Rahmenbedingungen um Baumaterialien, das Heizungsmodell oder stromsparende Haushaltsgeräte, wird das persönliche Verhalten nicht beeinflusst. Auf der anderen Seite wäre es eine Option, dass beispielsweise keine Parkplätze mehr angeboten und autofreie Siedlungen gebaut werden. Solche Vorschläge sind aber belehrend und eine befragte Person (I6) betont, dass so etwas den Menschen nicht aufgezwungen werden soll, wenn sie sich nicht anschliessen möchten, auch wenn es durchaus wichtig wäre.

Betreffend Nachhaltigkeit wird festgehalten, dass auf der technischen Seite sehr viel gemacht worden ist, aber auf der Verhaltensebene jedes Einzelnen vermutlich noch Potential vorhanden ist.

## **5.2.8 Faire Preise und bezahlbare Mieten**

### **Preisgünstiger/bezahlbarer Wohnraum**

Preisgünstiger und bezahlbarer Wohnraum ist das, was die Genossenschaften auszeichnet und selbstverständlich ist. Acht der befragten Personen betonen (I1, I2, I3, I6, I7, I8, I9, I12), dass die Genossenschaften qualitativen Wohnraum anbieten möchten und nachhaltig im ökologischen und sozialen Sinne sind. Das birgt einige Zielkonflikte, aber es gibt genügend Beispiele die beweisen, dass es Möglichkeiten gibt, all diesen Komponenten gerecht zu werden.

*«Ich kann gar nichts abgewinnen, an diesen profitorientierten Wohnungen, die nicht nachhaltig sind, weil man sagt, man möchte jetzt einfach Geld herausziehen, mit Mieten, die übersteuert sind» (I1).*

Zwei der befragten Personen (I5, I9) sprechen an, dass es ein Ziel für die Zukunft sein muss, dass versucht wird, günstiger zu bauen, damit auch den Leuten ein Leben in einem Neubau in der Stadt ermöglicht wird, welche kein grosses Einkommen haben. Es ist wichtig, qualitativ gut, aber dennoch einfach zu bauen. Das kann beispielsweise heissen, dass Erstmieter nicht die Möglichkeit haben etwas auszuwählen.

Dennoch ist es ein komplexes Thema, was unter fairen und bezahlbaren Preisen verstanden wird. Drei Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I10, I11, I16) stellen sich die Frage, für wen der Wohnraum bezahlbar sein soll. Im Sinn einer durchmischten Stadt, braucht es deshalb unterschiedliche Segmente, da es unterschiedliche Einkommensstrukturen und daher auch unterschiedliche Ansätze von Bezahlbarkeit gibt. Möglichst viel preisgünstiger Wohnraum ist kein gutes Leitmotiv für die Stadt, aber die entscheidende Frage ist, wie viel es genau braucht und welchen Anteil für die Stadt gut ist. Bei diesem Thema denkt eine befragte Person (I13) zurück an die Diskussionen aus den 80er Jahren, wo die Stadt sehr viel preisgünstigen Wohnraum hatte. Dazumal hatte die Stadt mit sozialen Problemen zu kämpfen, da eine selektive Abwanderung

finanziell besser gestellter Haushalte zu einer Entmischung der Bevölkerung führte. Dazu kamen Drogenprobleme und eine durchwegs negative Haltung zur Stadt. Es ist daher immer ein austarieren, wie viel preisgünstiger Wohnraum gebraucht wird. Da die Tendenz heute eher in Richtung hoher Preise geht, muss das Segment der preisgünstigen Wohnungen gefördert werden, da es zunehmend unter Druck gerät:

*«Wenn wir das mit den fairen Preisen nicht in den Griff bekommen, dann ist die Stadt in der Zukunft einfach nur noch für eine gewissen Klientel zugänglich. Das ist nicht gesund für die Stadtentwicklung und nicht fair gegenüber denen, die darin keinen Platz mehr haben. Es ist ein Gebot der Stunde, dass wenn wir nicht nur ökonomische Effizienz und eine krasse Selektion nach unten haben möchten, dass wir das mit den fairen Preisen in den Griff kriegen müssen» (I12).*

### **Spekulation/Renditedruck**

Die Genossenschaften haben es in ihren Statuten verankert, dass sie nicht spekulieren und sich dem Gewinnstreben entziehen. Dies bringt auch einige Herausforderungen mit sich:

*«Es muss wirklich Spekulations-Entzug sein, was einer der Grundpfeiler der Genossenschaften ist. Aber gleichzeitig sind wir natürlich in direkter Konkurrenz mit anderen Privaten, gerade wenn es um den Erwerb von neuen Grundstücken geht, was nicht einfach ist. Wie viel können wir für ein Grundstück bezahlen, um noch bezahlbare Mieten zu gewährleisten? Das ist oftmals schwierig» (I15).*

Die Lösung sieht eine befragte Person (I16) darin, dass wenn der Boden nicht gekauft werden muss, das Teuerste wegfällt. Daher sind Baurechtsverträge ein geeignetes Mittel, um die Kosten vom Bau niedrig zu halten:

*«In Baurechtsverträgen kann man festhalten, wie hoch zum Beispiel die Miete sein darf. Dies muss ja nicht zur finanziellen Ausbeutung führen, man kann das auch schön regeln, dass zum Beispiel eine Kostenmiete verlangt wird. Das wären zwei ganz einfache und überhaupt nicht bauliche Mechanismen wie man zu weniger Gewinnstreben käme und trotzdem noch gewinnt. Man kriegt ja trotzdem den Baurechtszins, es ist ja keine rein karitative Sache, aber es würde diesen Spekulationsdruck, der im Moment auf dem Markt ist, weil die Zinsen so günstig sind und das zum Anlageobjekt wird, ein bisschen rausnehmen. Ich glaube, dass wäre für mich erstmal eine ganz wichtige Massnahme» (I16).*

Auf der anderen Seite gibt es die Ansicht, dass es Spekulation braucht, weil beispielsweise die Pensionskassen, welche in Immobilien investiert haben, unsere Renten sichern müssen.

Das Problem liegt häufig darin, dass viel zu häufig mit dem Boden Geld gemacht wird. Dadurch, dass der Boden heute in den Städten so teuer ist, können fast nur teure Wohnprojekte darauf

gebaut werden. Das ist die Logik des Immobilienmarktes und es wird kritisiert, dass der Immobilienmarkt überhaupt nicht als Markt angesehen werden darf. Preisgünstiger Wohnraum sollte aber nicht ein Privileg der Genossenschaften sein, auch andere Bauträger sollen dies anbieten können.

*«Ich finde nicht, dass es verboten ist mit Wohnen Geld zu machen. Pensionskassen sind auch in der Lage und auch private Eigentümer, preisgünstigen Wohnraum anzubieten und wenn sie das können, sollen sie das tun. Ich bin sogar der Meinung, dass man manchmal sogar mehr Rendite machen würde, wenn es mehr bezahlbaren Wohnraum gibt. Also schränkt sich die Immobilienwirtschaft eigentlich selbst ein, dadurch dass sie immer nur für die oberen 20% baut, hat sie eigentlich ihre Zielgruppe selbst eingeschränkt. Ich finde, die sollen ruhig Gewinn machen, wenn sie clever sind, das ist nicht per se schlecht» (I17).*

*«Man kann sich die Frage stellen, ob man mit Wohnen, mit der Befriedigung eines Grundbedürfnisses, wirklich Geld verdienen darf. Aus meiner Sicht darf man da auch sehr kommunistisch werden, im Sinne von eigentlich darf man auch mit Boden kein Geld machen. Aber wenn ich ein cleveres Wohnkonzept habe, mit dem ich nachher auch Geld verdienen kann, finde ich das per se eigentlich nicht schlimm» (I17).*

### **5.3 Verantwortung des Wohnungsbaus**

In diesem Abschnitt geht es darum, dass die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner beurteilen mussten, ob die Akteure der Wohnraumentwicklung eine Verantwortung haben, einen gesellschaftlichen Wandel zu unterstützen oder gar voranzutreiben.

*«Über innovative Projekte, wo ja auch immer der gesellschaftliche Wandel reflektiert wird, wird das Angebot weiterentwickelt. Das ist ein Prozess, welcher nie aufhören wird. Ganz wichtig ist, dass man das Angebot nicht nur unter der Quantität anschauen darf, vielfach heisst es ja einfach, dass es Wohnungen braucht. Aber es braucht eben die richtigen Wohnungen, welche die Leute auch abholen in ihren verschiedenen Lebensstilen und auf den gesellschaftlichen Wandel auch eine Antwort haben. In dem Sinn hat der Wohnungsbau auf jeden Fall eine Verantwortung» (I11).*

Alle Akteure auf dem Wohnungsmarkt müssen sich genau überlegen, was die Wirkung von ihrem Objekt auf die Gesellschaft und auf die Umwelt ist. Sieben Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I4, I5, I6, I8, I9, I13, I16) sind der Meinung, dass alle, die irgendwie am Verändern unserer Umwelt beteiligt sind, eine Verantwortung haben, für das was sie tun. Der Wohnungsbau kann beispielsweise den Flächenverbrauch oder das Mobilitätsverhalten direkt steuern. Wenn mehr Leute in der Stadt wohnen, werden beispielsweise die Distanzen zu den Arbeitsplätzen kürzer oder ohne Parkplätze, nehmen die Leute automatisch den Bus oder das Fahrrad. Das sind wichtige Steuerungsmechanismen für die Stadtentwicklung. Gute Wohnbau-

projekte bewirken eine Dynamik, wo mehr Leute für eine Thema sensibilisiert werden können und teils auch Leute mitreisst.

Aus den Gesprächen wird aber auch deutlich, dass unterschiedliche Akteure im Wohnungswesen unterschiedliche Aufgaben haben. Die Pensionskassen haben den Auftrag, die Pensionen ihrer Versicherer zu sichern. Dazu müssen sie ihr Portfolio so ausrichten, dass es auch langfristig nachgefragt wird. Daher ist es auch verantwortungsvoll eine hohe Rendite zu erzeugen, weil es wieder der Gesellschaft zugutekommt. So haben Pensionskassen auf einer gesellschaftlichen Ebene wahrscheinlich nur im Rahmen der Möglichkeiten noch eine zusätzliche Verantwortung, einen gesellschaftlichen Wandel zu begleiten.

Dass etwas gemacht werden kann, weil es der Markt dann regelt, halten die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner für falsch. Das Problem sei, dass im Moment einfach alles vermietet werden kann, weil die Nachfrage so hoch ist. Die Frage ist wie weit gezwungen werden kann, um die Menschen mittels des Wohnungsbaus in eine bestimmte Richtung zu lenken: *«Ich habe einfach dann ein wenig Mühe, wenn es ausartet und man gezwungen wird. Den Menschen müsste man schon noch versuchen von sich aus dort hinzubringen und nicht durch Regeln und Vorschriften. Das finde ich wichtig, denn sonst fühlt man sich bevormundet»* (I2).

Dennoch fühlen sich besonders die Genossenschaften in der Verantwortung, eine Pionierrolle zu übernehmen und denken, dass sie einen grossen Vorbildcharakter haben. Die meisten Genossenschaften möchten mehr als nur Wohnen anbieten, betonen vier Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner (I1, I2, I5, I7). So können auch Experimente gewagt werden, die den Leuten eine Veranschaulichung geben, wie gewohnt werden könnte. Es ist aber teilweise ein Abwägen zwischen Experiment und Sicherheit. Genossenschaften sind gegenüber ihren Genossenschafterinnen und Genossenschafter verpflichtet, wirtschaftlich zu funktionieren, weil sie einen Anteil daran besitzen (I15). Aber dennoch sehen sich die Genossenschaften in der Pflicht, den gesellschaftlichen Wandel wahrzunehmen und Trends zu erkennen und frühzeitig zu reagieren, obwohl dies teilweise sehr schwierig ist. *«Meine Wahrnehmung ist, dass die Planung und der gesellschaftliche Wandel überhaupt nicht zusammen planbar sind und einfach zeitlich zu wenig flexibel sind. Eine Siedlung, ein Wohnbauprojekt ist zu wenig flexibel innert 10 Jahren reagieren zu können auf das, was in der Gesellschaft passiert»* (I15).

Ein weiterer wichtiger Punkt, der angesprochen wurde, ist die Verantwortung, die jede und jeder Einzelne übernehmen muss. Eine Verantwortung, die darüber hinausgeht, was eine Genossenschaft anbieten kann. Ein Beispiel, welches bereits angesprochen wurde, ist, dass sich die Leute eine grössere Wohnung leisten können und dies dann auch tun. *«Ich habe aber auch das Gefühl, dass gewisse Leute sehr festgefahren sind. Und wer verzichtet schon gern aufs Auto, wer verzichtet schon gern aufs Fliegen, wer verzichtet schon gerne auf eine grössere Wohnung?»*

*Dies ist halt einfach eine soziale Verantwortung, die jeder Einzelne wahrnehmen müsste. Persönlich habe ich das Gefühl, dass man mit dem Bau nicht allzu viel dazu beisteuern kann» (I1).*

Die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner sind sich einig, dass beim Verhalten der Personen das grösste Potential liegt. Mittlerweile werden die Häuser isoliert, überall werden erneuerbare Energien eingesetzt und gleichzeitig haben die Leute all ihre Geräte auf stand-by. Die Leute müssen daher umdenken, wenn ein Wandel gelingen soll.

#### **5.4 Diskussionen in der Stadtplanung**

Die Stadt Zürich scheint vieles richtig zu machen und führt wichtige Diskussionen. Der Verfassungsartikel mit 33% gemeinnütziger Wohnungsbau wurde viermal (I3, I5, I8, I9) angesprochen. Zudem ist es gut, dass die Stadt kein Land verkauft. Es wird aber auch erwähnt, dass zu viele Diskussionen geführt werden: *«Zum Teil sind all die gut gemeinten Vorgaben und Infragestellungen lähmend. Also man kommt nicht vom Fleck und kann nicht mehr entscheiden, weil es zu viele Argumente gibt, die sich zum Teil auch widersprechen. Man wird verunsichert und gelähmt. (...). Grundsätzlich wird sehr viel diskutiert und es wird viel mit Vorgaben und Regulatorien, Normen und Leitfäden und Merkblätter vorgegeben und zu definieren versucht. Irgendwann ist man im Prozess erstickt» (I8).*

Unstimmigkeiten gibt es zum Teil mit dem Heimatschutz, wo sich das Verdichtungspotential und der Schutz einer Siedlung in die Quere kommen. Ebenfalls sei die Denkmalpflege heute zu stark, dort müsste der Fokus bei einigen wichtigen Objekten liegen. Die Bauvorschriften sind ebenfalls einschränkend, da zum Beispiel in einer Zone, in der nur vierstöckig gebaut werden darf, mehr Freifläche verbraucht wird, als wenn sieben Stöcke gebaut werden dürften. Damit eine Verdichtung erreicht werden kann, wird konsequenter Druck der Politik verlangt, jedoch sei die Angst vor der Dichte, in den Ämtern der Stadt, ein häufiges Problem. Ein weiteres Thema ist die Umsetzung der Mehrwertabschöpfung, wo sich gewünscht wird, dass mehr als nur die 20% abgeschöpft werden könnten. Die Subventionierung, zwar ein gutes Instrument, jedoch mit zu starren Vorgaben, ist auch zu wenig flexibel. Der Klimawandel wird ebenfalls thematisiert, aber es wird von Seiten der Politik noch zu wenig unternommen. Der Verkehr ist ebenfalls ein Thema, welches von den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern angesprochen wurde, vor allem Diskussionen über Tempo 30 Zonen und die Parkplatzverordnung der Stadt Zürich werden mehrfach erwähnt. Bei einem Ersatzneubau in den Kreisen 3, 4 oder 5 schreibt diese Verordnung vor, dass es eine Tiefgarage und eine bestimmte Anzahl Parkplätze braucht. Dort hat es aber nie Parkplätze gegeben und diese würden auch nicht gebraucht, dennoch müssen sie bei einem Ersatzneubau gebaut werden.



Es braucht noch Forschungsbedarf bei den gesellschaftlichen Entwicklungen und den Bedürfnissen nach Ein-Personen-Haushalten und die Kombination mit Gemeinschaftsflächen und persönlichem Rückzug. In diesem Bereich gibt es noch offene Zusammenhänge, die geklärt werden müssen.

Es wird zudem gewünscht, dass weniger kleinflächig gebaut wird. Es muss vermehrt übergeordnet geplant werden können, damit die Verdichtung realisiert werden kann und auch Qualität hat. *«Es braucht oft eine gewisse Grösse, damit es ein sinnvolles Projekt gibt. Wo dann die Verdichtung auch wirklich Qualität hat. Und dort liegt ein bisschen das Problem, dass man eine zu feine Parzellierung hat und die Interessen jedes Einzelnen nicht die Gleichen sind, zum Beispiel hat der eine die Küchen saniert, der andere möchte nächstes Jahr abreißen»* (I1).

### **5.5 Visionen für die Stadtentwicklung**

In Zürich sind die Baulandreserven praktisch ausgeschöpft. Gleichzeitig ist die Stadt sehr attraktiv und zieht viele Menschen an, die in Zürich wohnen möchten. Das erfordert eine konsequente Planung im Bereich der Innenentwicklung. Für Zürich stellt sich die Frage wie es in Zukunft attraktiv bleiben möchte und für wen.

*«Ich habe das Gefühl, dass in Zürich leider schon ein Grossteil von den Investoren bestimmt wird, aber bei allem was kommunal ist, geht man sehr auf die Nutzer ein. Das ist natürlich eine andere Haltung; als Genossenschaft oder als Stadt baut man für die Menschen und als Investor baut man für die Rendite»* (I5).

Das Ziel ist in Zürich klar definiert; Der 33-prozentige Anteil des gemeinnützigen Wohnungsbaus soll erreicht werden. Es wird aber dennoch geschätzt, dass es unterschiedliche Preissegmente gibt. *«Es ist schön, dass es alles gibt, mich stört auch nicht, dass es einen Züriberg gibt. Ich finde es schön, dass es die Dichte von Kreis 3 und 4 gibt, aber ich finde es wichtig, dass es genug Wohnungen gibt die günstig sind, wo die Leute, die nicht wählen können, die Möglichkeit haben in der Stadt zu wohnen»* (I5). Für eine vielfältige Stadt braucht es daher die Vielfalt der verschiedenen Siedlungen.

Eine Idee ist, dass zentrumsnahe, gut erschlossene Siedlungen in Zukunft autofrei sind. An anderen Lagen sollte es noch die Möglichkeit geben ein Auto zu besitzen, aber vielleicht braucht es nicht mehr so viele Parkplätze. Wenn es weniger Parkplätze hat, gibt es auch viel mehr Flächen, die für eine andere Nutzung zur Verfügung stehen.

Die Stadt muss als Netzwerk gedacht werden, wo sich nicht nur alles zum Zentrum hin orientieren muss. Heute wollen viele Menschen ins Zentrum ziehen, weil dort alle Cafés und Restaurant sind. Bei der Stadtentwicklung muss überlegt werden, wo sich die Leute aufhalten und wo sie

durchgehen. Damit werden keine Wohnghettos erstellt, sondern lebenswerte Quartiere mit hohen Aufenthaltsqualitäten und einem attraktiven Quartierleben.

Es gibt nicht nur aus einer Nachhaltigkeitsperspektive Vorteile, wenn dichter gebaut wird, sondern auch soziale Vorteile: *«Man muss sich immer fragen, wo das Leben stattfinden soll. Personen, welche sich im Quartier aufhalten sind eine knappe Ressource. Das kann man architektonisch sehr gut steuern und es macht Sinn, sich zu überlegen, wie die Leute in ein Quartier hineinkommen. Wo sind die Hauseingänge? Wo muss man durchlaufen? Man schafft so spannende Situationen: Zum Beispiel, wenn ich 1'000 Wohnungen baue und mir nicht überlege wo die hohen Frequenzen entstehen, dann schaffe ich es gar nicht ein schlau platziertes Café oder Take-Away zu erstellen. Wenn ich das aber geschickt anordne, dass eventuell an gewissen Stellen sogar Engpässe entstehen und man dort dann attraktive Aussenräume gestaltet. Zum Beispiel wird dort, wo viele Menschen durchkommen, die Bäckerei platziert und man kann dann auch noch Sitzmöglichkeiten dazu anbieten. Oder wenn ich in der Nähe des Spielplatzes noch ein «Beizli» habe, wo man ein Bier trinken kann, dann sind die Eltern dann auch lieber dort und lassen sich nieder. Das sind so einfache Kombinationen, welche eigentlich sehr einleuchtend sind, aber selten so geplant werden» (I12).*

## **6. Diskussion**

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der Forschung interpretiert. Die dokumentierten Resultate aus dem vorhergehenden Kapitel werden einerseits diskutiert und andererseits mit der Theorie verknüpft, sodass die Forschungsfrage und das formulierte Ziel dieser Masterarbeit beantwortet werden können. Die folgenden Abschnitte sind nach den Teilfragen aus dem Kapitel 1.2 gegliedert und beantworten die dort gestellten Fragen. Im Abschnitt 6.1 werden die Kriterien für eine zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung erarbeitet und die Herausforderungen bei der Erstellung solcher Projekte aufgezeigt. Anschliessend werden im Abschnitt 6.2 die Kriterien mit der Postwachstumsdebatte verknüpft. Im Abschnitt 6.3 folgt der Kriterienkatalog für postwachstumsorientierte Wohnprojekte, welcher als Ziel dieser Arbeit formuliert wurde. Zuletzt wird im Abschnitt 6.4 die Transformation in eine Postwachstums-Zukunft diskutiert.

### **6.1 Zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung**

Im theoretischen Überblick zum Thema Wohnen, in Abschnitt 3.3.1, wurden die Anforderungen an gute Wohnbauprojekte erarbeitet und in den Interviews mit den Expertinnen und Experten diskutiert. Diese Kriterien wurden in den Gesprächen nochmals besprochen, da die Punkte aus verschiedenen Studien und Leitbildern zusammengetragen wurden und nicht auf wissenschaftlichen Quellen beruhen, was zur Folge haben kann, dass Informationen falsch, unvollständig oder veraltet sind. Daher konnte durch die Diskussion in den Interviews herausgefunden werden, welche Anforderungen auch aus Sicht der Expertinnen und Experten, die bereits prämierte Projekte erstellt haben, für eine zukünftige Stadtentwicklung relevant sind. Des Weiteren konnte so festgestellt werden, was es braucht, damit diese erfüllt werden, beziehungsweise welches die Herausforderungen dabei sind.

Daraus ergeben sich zehn Themen, die für eine gute, zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung beachtet werden müssen. Dabei werden zwei Ebenen unterschieden: Die übergeordnete Ebene, die Massstabebene der Quartiere und der Stadt als Ganzes und die untergeordnete Ebene, welche für ein einzelnes Projekt gilt und deren Kriterien für jeden Bau relevant sind. Die ersten Aspekte können nicht für jedes Projekt einzeln betrachtet werden, sie gelten übergeordnet und müssen auf der Ebene der gesamten Wohnraumentwicklung einer Stadt oder eines Quartiers eingehalten werden. Diese Kriterien leiten sich aus den Punkten ab, die mit den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern besprochen wurden, sind aber nicht vollständig. Würde die Stadtentwicklung als Ganzes angeschaut werden, gäbe es noch zahlreiche weitere Punkte, welche in die Liste für zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung aufgenommen werden müssten, welche hier aber nicht thematisiert werden.

Tabelle 3: Themen für eine zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung

Freiräume, inklusiv Grünräume mit hoher Aufenthaltsqualität, Platz für individuelle Gestaltung und eine übergeordnete Planung
Ortsspezifische Entwicklung
Verdichten, Innenentwickeln und geringer Wohnflächenverbrauch pro Person
Klimafreundliche Architektur
Wohnraumflexibilität und Adaptierbarkeit
Neue Wohnformen
Interaktion durch Gemeinschaftsarchitektur
Hohe Diversität: Durchmischung der Bevölkerung und Nutzungsmischung
Partizipative Verfahren
Bezahlbarkeit für alle Bevölkerungsschichten und faire Preise

In den nachfolgenden Abschnitten werden diese Anforderungen im Detail angeschaut.

### 6.1.1 Stadt-/Quartierebene

#### **Freiräume, inklusiv Grünräume mit hoher Aufenthaltsqualität, Platz für individuelle Gestaltung und eine übergeordnete Planung**

Im Zuge der Verdichtung werden die Städte räumlich kompakter und die Freiräume knapper. Mit Freiräumen sind sowohl grüne wie auch versiegelte Flächen gemeint, welche im öffentlichen, halböffentlichen oder im privaten Raum liegen. Für eine zukunftsgerichtete Wohnraumentwicklung und eine hohe Lebensqualität in den Städten haben Freiräume eine hohe Relevanz. Entscheidend ist, dass die Flächen sinnvoll gestaltet und vor allem genutzt werden können. Die Nutzungen der Freiflächen sind in einer Stadt sehr unterschiedlich und reichen von Ruhe- und Erholungszonen bis zu sportlichen Aktivitäten. Daneben führen auch gärtnerische Aktivitäten oder temporäre Events dazu, dass die öffentlichen Räume intensiv genutzt werden.

Die Grösse der versiegelten Freiräume ist weniger entscheidend wie die qualitative Gestaltung dieser Flächen. Jedoch gilt es mit der Anzahl der Grünräume und der Innenentwicklung einen Kompromiss zu finden. Angesichts der Auswirkungen des Klimawandels darf das Thema der Grünräume nicht vernachlässigt werden, da Grünflächen entscheidend zum Mikroklima in der Stadt beitragen und vor einer Überhitzung schützen, vor allem im Sommer. Dazu sind Überlegungen zur Ausgestaltung von begrünten Fassaden, zum Artenschutz und zur Biodiversität nötig. Es soll darauf geachtet werden, dass auch einheimische Pflanzen verwendet werden, da dies wiederum einen Einfluss auf die Tierwelt hat. Damit sich beispielsweise grosse Bäume mit tiefen Wurzeln entwickeln können, dürfen nicht alle Flächen unterkellert sein. Des Weiteren sind Grünräume für ein attraktives Wohnumfeld notwendig und bieten hohe Wohnqualität.

Ebenfalls sinnvoll ist es, Flächen zu planen, wo die Nutzung noch nicht vorgegeben ist und von den Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern frei gestaltet werden können. Solche Aneignungsflächen helfen einem Quartier zu einem eigenen Charakter, wodurch sich die Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrer Wohnumgebung identifizieren können. Eine Aneignung ist nur möglich, wenn die Regulierung gering ist und die Handlungs- und Nutzungsfreiheit möglichst hoch ist (Kretz & Kueng 2016:72).

Die vielfältigen Ansprüche an die Freiräume fordern eine interdisziplinäre Planung. In Folge der Verdichtung wird nicht jedes Gebäude seinen eigenen Freiraum haben können, daher ist es umso wichtiger, dass eine übergeordnete Planung stattfindet, welche qualitativ hochwertige Flächen schafft, die allen Bewohnerinnen und Bewohner einen Zugang gewähren.

Eine Herausforderung besteht darin, dass der Wunsch nach möglichst viel Privatsphäre in der Bevölkerung nach wie vor gross ist. Daher muss ein Konsens zwischen öffentlichen, halb-öffentlichen und privaten Aussenflächen gefunden werden.

### **Ortsspezifische Entwicklung**

Für eine zukunftsgerichtete Stadtentwicklung soll die Stadt möglichst vielseitig bleiben und nicht überall gleich dicht bebaut sein und identisch aussehen. Die Struktur mit den Quartieren und Kreisen in der Stadt Zürich soll auch in Zukunft aufrechterhalten bleiben, weshalb es nötig ist, ortsspezifisch zu entwickeln. Ortsspezifisch heisst nicht, dass es keine Veränderungen, beispielsweise bezüglich der Dichte, in einem Quartier geben darf. Es gilt immer wieder aufs Neue abzuschätzen, wo dass Veränderungen zu einer positiven Entwicklung eines Quartiers beitragen können. Dazu können wie erwähnt jedoch die Bestimmungen zum Heimatschutz hinderlich sein. Dies muss in Zukunft beachtet und genau geprüft werden. Zudem gilt es, eine Standardisierung, wie es beispielsweise der französische Sozialwohnungsbau kennt, zu vermeiden. Dort sind alle Häuser und Siedlungen genau gleich aufgebaut, was dazu führt, dass ein Quartier keine Identität hat, wo sich die Leute verbunden und zu Hause fühlen können.

Für das Verständnis eines Ortes ist es zentral, die historischen Entwicklungen mit einzubeziehen. Spezifische Qualitäten können einen Ort stark prägen und formen und gewisse Spuren der Zeit sollen bestehen bleiben, während andere Strukturen überschrieben werden dürfen. Kretz & Kueng (2016:67) sprechen von einer bewussten «Verankerung von Spuren der Zeit im Raum».

Herausforderungen wird es überall dort geben, wo Veränderungen für die Bevölkerung einschneidend sind und sich das Quartier stark verändert. Dies schliesst die Planung von Ersatzneubauten mit ein, wo die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Wohnungen verlassen müssen. In diesen Fällen muss genau untersucht werden, wo die ursprüngliche Bevölkerung

später Platz findet. Die Gentrifizierung ist deshalb ein ernst zu nehmendes Thema, da die Stadt ein Ort bleiben soll, wo alle Bevölkerungsschichten Platz finden.

### **6.1.2 Projektebene**

#### **Verdichten, Innenentwickeln und geringer Wohnflächenverbrauch pro Person**

«Pro Sekunde wird in der Schweiz fast ein Quadratmeter Land überbaut» (Hugentobler & Wiener 2016:7). Ein Ziel der zukünftigen Raumentwicklung lautet deshalb, die weitere Zersiedlung zu stoppen und nach Innen zu entwickeln, also dort zu verdichten, wo der Boden bereits versiegelt ist. Die Schattenseiten der Zersiedlung sind beispielsweise der Verlust von Naturräumen und eine Zunahme des Verkehrs. Dennoch löst auch die Verdichtung Unbehagen aus, da sie oftmals als etwas Negatives und Einengendes angesehen wird. Die Verdichtung muss daher stets mit der Lebensqualität in Verbindung gebracht werden. In dem Moment, wo die Lebensqualität durch eine weitere Verdichtung verschlechtert wird, wird ein Grat überschritten. Diesbezüglich ist es wichtig zu erwähnen, dass dichter nicht prinzipiell besser oder schlechter ist.

Für ein umfassendes Verständnis der Verdichtung müssen die verschiedenen Bezeichnungen von Dichte beachtet werden: Kretz & Kueng (2016:55) bezeichnen die soziale Dichte als die Anzahl Menschen, die sich an einem Ort aufhalten und als Voraussetzung, dass sich Menschen begegnen. Die soziale Dichte wird auch als Einwohner- oder Nutzerdichte verstanden. Soziale Dichte, darf nicht mit der baulichen Dichte gleichgesetzt werden. Die bauliche Dichte meint die gebaute Masse, also das Verhältnis von Bauvolumen zur Grundfläche (Wüest Partner 2018:12). Eine hohe bauliche Dichte entspricht also einem hohen Gebäudevolumen pro Hektare der überbauten Bauzone. Diese Dichte bedeutet aber noch nicht, dass sich an einem Ort dann auch mehr Leute aufhalten. Steigt der Raumanspruch pro Person und bleibt die bauliche Dichte gleich, sinkt sogar die soziale Dichte.

Damit das übergeordnete Ziel der Innenentwicklung und Verdichtung verwirklicht werden kann, ist eine Begrenzung der persönlichen Wohnfläche ein entscheidender Ansatz. Durch eine bessere Ausnützung der Flächen, finden in einem Gebäude mehr Leute Platz. Dies kann einerseits durch ein besseres Angebot an Wohnungen erreicht werden, beispielsweise gut gestaltete Grundrisse, wo zusätzliche Quadratmeter Wohnflächen keine zusätzlichen Qualitäten mehr schaffen und daher weggelassen werden. Eine zweite Möglichkeit ist eine Begrenzung des individuellen Wohnraums mittels Belegungsvorschriften. Eine dritte Möglichkeit sind gemeinschaftlich genutzte Flächen, wie Gäste- oder Arbeitszimmer, welche von mehreren Personen geteilt und benutzt werden können, wenn sie gebraucht werden.

Eine Herausforderung wird es sein, mit geringerem Flächenverbrauch pro Kopf eine gleich gute oder bessere Lebensqualität zu haben. Zudem können die Bewohnerinnen und Bewohner nicht

dazu gezwungen werden, auf Wohnfläche zu verzichten. Dafür bräuchte es andere Steuerungsmechanismen, wie beispielsweise der Preis.

### **Klimafreundliche Architektur**

Der ökologische Fussabdruck der Bauindustrie ist riesig: Die Branche verbraucht weltweit 40% der globalen Ressourcen (Emprechtlinger 2019). Aufgrund der immer knapper werdenden Baumaterialien wie Kies und Sand müssen zukünftige Bauten möglichst sparsam mit den Ressourcen umgehen. Die Stiftung «re!source Stiftung e.V.» ist eine disziplinübergreifende unabhängige Allianz, die sich für das Thema des ressourcenschonenden Bauens einsetzt. Gemäss der Stiftung sind vor allem die Themen Recycling, zirkuläre Wertschöpfung und intelligentes Gebäudedesign zentral (re!source Stiftung e.V. 2019).

Neben einem sparsamen Einsatz von Ressourcen für die Erstellung der Gebäude, müssen für den Unterhalt erneuerbare Energien gewählt werden. Weiter haben auch die Höhe und die Ausrichtung sowie die Farben der Fassaden einen Einfluss aufs Klima. Beispielsweise sind unterschiedliche Gebäudehöhen besser für die Windströme und hellere Farben erhöhen die Abstrahlung, wodurch sich die Gebäude weniger stark erhitzen. Zusätzlich sind Überlegungen notwendig, wie die klimatischen Rahmenbedingungen in Zukunft eingehalten werden können, beispielsweise wenn die Klimaerwärmung weiter voranschreitet und so der Wärmebedarf im Winter abnimmt, aber eine Kühlung im Sommer notwendig wird. Solche Überlegungen helfen einerseits für die zukünftigen Veränderungen gewappnet zu sein und geben andererseits die Rahmenbedingungen für eine nachhaltige Lebensweise vor. Obwohl davon ausgegangen wird, dass die Bevölkerung das Thema Umweltschutz noch nicht genug auf die eigenen Wohnverhältnisse überträgt, werden durch geeignete Rahmenbedingungen auch diejenigen Bewohnerinnen und Bewohner miteingeschlossen, welche der Klimaveränderung noch wenig Beachtung schenken.

Die Reduzierung des individuellen Wohnflächenverbrauchs trägt ebenfalls zu einer Schonung der Ressourcen bei. Wenn die Wohnungen kleiner geschnitten sind und die Belegung gleichbleibt, sinkt bei der Erstellung der Ressourcenverbrauch pro Kopf, wodurch zudem Boden eingespart werden kann.

Da die Stadt Zürich bereits das übergeordnete Ziel der 2000-Watt-Gesellschaft hat, werden wichtige Strukturen vorgegeben, was bereits ein zentraler Schritt in Richtung klimafreundlicher Architektur ist und zum Handeln verpflichtet. Eine Herausforderung wird es dennoch bleiben, dieses Ziel zu erreichen, da noch nicht genau festgelegt ist, wie und bis wann die Senkung des CO<sub>2</sub>-Ausstosses erreicht werden will. Zudem darf nicht auf den technologischen Fortschritt gehofft werden, da die Energieeffizienz zwar fortlaufend verbessert werden kann, der Fortschritt aber gleichzeitig dazu führt, dass beispielsweise immer mehr Geräte genutzt werden. Eine

Schwierigkeit wird daher sein, von Überlegungen zur Effizienzsteigerung wegzukommen und sich Gedanken zu Suffizienz Strategien zu machen.

### **Wohnraumflexibilität und Adaptierbarkeit**

Flexibilität und Adaptierbarkeit von Wohnraum trägt entscheidend dazu bei, dass ein Gebäude möglichst lange genutzt werden kann, da es langfristig und kurzfristig stets den sich verändernden Bedürfnissen gerecht bleibt. Beispielsweise kann mit mietbaren Zimmern oder Wohneinheiten den Bewohnerinnen und Bewohnern die Möglichkeit gegeben werden, kurzzeitig den individuellen Wohnraum zu erweitern, ihn aber grundsätzlich möglichst klein zu halten. Ebenfalls muss ein Wohnhaus langfristig anpassungsfähig sein und ein Angebot schaffen, welches über die gesamte Nutzungsdauer attraktiv bleibt. Eine Wohnung darf daher nicht nur einer einzigen Haushaltsform in einem bestimmten Lebensabschnitt angepasst sein. Dafür sind eine gute Raumeinteilung und flexible Grundrisszuschnitte nötig, welche für verschiedene Wohn- und Haushaltsformen genutzt werden können. Wenn nur für eine spezifische Form der Nutzung geplant wird, ist ein Gebäude starr und nicht adaptierbar. Einer veränderten Situation kann dann nur durch einen Neubau Rechnung getragen werden, was aus Sicht der Ressourcenschonung und der Kosten nicht immer angebracht ist. Transformierbarkeit und Reversibilität sind deshalb Eigenschaften, welche bereits bei der Entwicklung eines Gebäudes beachtet werden müssen (Kretz & Kueng 2016:68). Eine Schwierigkeit ist jedoch allgemein die lange Planungs- und Bauzeit eines Neubaus, sowie die Tatsache, dass sich zukünftige Bedürfnisse nur schwer voraussagen lassen.

Eine weitere Möglichkeit, für die Bewohnerinnen und Bewohner auch über eine längere Zeit ein grosses Angebot zur Verfügung stellen zu können, ist ein Portfolio an unterschiedlichen Wohnungen in einem Quartier. Damit kann bei veränderten Bedürfnissen vereinfacht die Wohnung gewechselt werden, ohne aus dem Quartier wegziehen zu müssen. Ein grosses Portfolio kann meistens bei grossen Arealentwicklungen angeboten werden, oder bei Genossenschaften, die mehrere Liegenschaften in einem Quartier besitzen.

Eine Herausforderung ist ausserdem die Geschwindigkeit, mit der sich die Technologien verändern. Ein Gebäude, welches über eine lange Zeit bestehen bleibt, veraltet schnell. Daher braucht es beispielsweise einen Kompromiss zwischen Sanierungen und Neubauten. Des Weiteren hindert eine zu kleinteilige Parzellierung oft daran, dass gemeinsam entwickelt und eine übergeordnete Strategie umgesetzt werden kann.



## **Neue Wohnformen**

Die Bevölkerungszusammensetzung und die Haushaltsstrukturen verändern sich, daher dürfen Gedanken zu neuen Wohnformen nicht vernachlässigt werden. In Zukunft wird die Nachfrage nach kleineren Wohnungen, vor allem in den Städten, zunehmen.

Gemäss einer Studie des ETH Wohnforums (ETH Wohnforum 2016) leben in der Schweiz mehr als zwei Drittel aller Haushalte in Kleinhaushalten mit einer Grösse von ein bis zwei Personen, Tendenz steigend. Dies ist ein allgemeiner Trend zur Singularisierung der Gesellschaft, wobei der Anteil der Kleinhaushalte zusätzlich durch die Alterung der Gesellschaft und einen schwindenden Einfluss der Kernfamilien als Gesellschaftmodell vergrössert wird. Für diese Ein- bis Zweipersonenhaushalte sind deshalb neue Wohnformen gefragt, wenn einerseits eine soziale Verdichtung vorangetrieben und der individuelle Flächenverbrauch eingedämmt werden will und andererseits ein Angebot für diejenigen geschaffen werden möchte, die neben einer kleinen privaten Einheit, ein Miteinander in kollektiven Wohnformen suchen (ETH Wohnforum 2016:3).

Geht es um neue oder alternative Wohnformen, wird meistens von Clusterwohnungen gesprochen. Obwohl davon ausgegangen wird, dass solche Projekte ein Nischenprodukt bleiben werden, ist es sinnvoll die Gedanken und Überlegungen zu solchen Wohnformen weiterzuführen. Dies sind beispielsweise Fragen der Ausgestaltung solcher Wohnungen und dem Ausmass der privaten Einheit im Vergleich zum gemeinschaftlichen Teil, oder Überlegungen, wie kleine individuelle Wohneinheiten durch zusätzliche Raumangebote ergänzt werden können.

Neue Wohnformen können helfen, ein attraktives und diverses Wohnungsangebot zu schaffen, welches gewährleistet, dass unterschiedliche Einkommensgruppen, Bevölkerungsschichten und Lebensstile in der Stadt Platz finden. Dennoch ist die Erstellung von Projekten mit alternativen Wohnformen eine Herausforderung. Ideen für neue Wohnformen müssen in Realität umgesetzt werden, um zu sehen, ob eine Nachfrage danach besteht und ob ein Konzept funktioniert. Da für viele Bauträger das Risiko von Leerständen zu gross ist, falls sich ein Versuch als nicht wohntauglich herausstellt, wird nicht sehr häufig mit neuen Wohnformen experimentiert.

## **Interaktion durch Gemeinschaftsarchitektur**

Der Mensch vereinsamt, obwohl die städtische Dichte relativ gross ist, weshalb Einsamkeit als Problem moderner Gesellschaften gilt. Im Jahr 2017 fühlten sich in der Schweiz gemäss einer Studie des BFS 38% der Bevölkerung ab 15 Jahren einsam (BFS 2019). Um dem entgegenzuwirken muss ein Wohnungsbau eine Interaktion zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern fördern. Dabei darf nicht darauf geschlossen werden, dass eine hohe Bevölkerungsdichte oder soziale Dichte automatisch zu einer Interaktion der Menschen führt.

Daher sollen architektonische und organisatorische Massnahmen ein gemeinschaftliches Leben und einen Austausch zwischen den Bewohnenden innerhalb eines Wohnhauses zulassen und nicht verhindern. Nur so kann erreicht werden, dass bei einer hohen Bevölkerungsdichte auch eine Interaktion der Menschen stattfindet. Die Aussenraumgestaltung, beziehungsweise der Umgang mit halböffentlichen Flächen, hat einen grossen Einfluss darauf, ob ein Gebäude gemeinschaftlich genutzt werden kann oder nicht. Neben architektonischen Massnahmen, wie der Ausgestaltung von Treppenhäusern oder Hauseingängen, sind auch Gemeinschaftsräume und gemeinschaftlich genutzte Infrastrukturen, wie beispielsweise eine Werkstatt, wichtig, um ein gemeinschaftliches Wohnumfeld zu gestalten. Zu den organisatorischen Massnahmen gehören Quartieranlässe oder die Dezentralisierung von gewissen Verwaltungsaufgaben, sowie die Organisation von Freizeitkommissionen.

Eine Herausforderung ist jedoch, dass die Privatsphäre sehr wichtig bleiben wird, weshalb eine Balance zwischen Gemeinschaft und Rückzugsmöglichkeiten gefunden werden muss. Eine zusätzliche Schwierigkeit ist, dass solche Massnahmen stark von den Bewohnerinnen und Bewohnern abhängig sind. Niemand kann gezwungen werden in einem Austausch mit anderen Menschen zu sein. Dennoch sollten die Rahmenbedingungen so gesetzt werden, dass ein Austausch, falls er gewünscht wird, gefördert und unterstützt werden kann.

Findet eine Interaktion der Bewohnerinnen und Bewohner statt, bewirkt dies automatisch, dass eine Siedlung belebt wird und im direkten Wohnumfeld mehr Möglichkeiten bestehen, als nur zu Wohnen. Neben qualitativ hochwertigen Freiräumen, welche bereits behandelt wurden, werden für die Belebung eines Quartiers Läden und ein Gastronomieangebot gefordert, und zwar nicht nur an Zentrumsanlagen. Daher ist für ein lebendiges Quartier eine sinnvolle Gestaltung der Erdgeschosse zentral.

Da publikumsorientierte Nutzungen nicht immer einfach sind, verlangt die Planung der Erdgeschosse grosse Aufmerksamkeit. Es muss genau überlegt werden, was den Bewohnerinnen und Bewohnern einen Zusatznutzen bringt und was überhaupt möglich ist. Damit Läden und Cafés überleben können, muss genau überprüft werden, wie viel Laufkundschaft vorhanden ist und wo sich die meisten Personen aufhalten.

Für die Erdgeschossnutzung sind flexible Lösungen gefragt, wo sich die Nutzung auch verändern kann. Falls kommerzielle Flächen nicht funktionieren, müssen diese umfunktioniert werden können, damit Leerstände vermieden werden. Eine Schwierigkeit ist ausserdem die Tendenz, dass im Internet eingekauft wird, was es für Läden schwierig macht zu überleben. Des Weiteren gibt es teilweise übergeordnete Vorschriften, beispielsweise zum Lärmschutz, die gewisse Nutzungen verhindern, weshalb solche Fälle einzeln geprüft werden müssen.

### **Hohe Diversität: Durchmischung der Bevölkerung und Nutzungsmischung**

Gemäss Kretz & Kueng (2016:50) bedeutet Diversität, «dass unterschiedliche Nutzungen, Nutzergruppen, soziale Milieus und räumliche Ausprägungen in einem Raum präsent sind». Bezogen auf die Wohnraumentwicklung bedeutet Diversität, dass unterschiedliche Bevölkerungsgruppen in einem Wohnbauprojekt vertreten sein sollen. Ein Mix bezüglich Alter, Einkommen und Lebensstilen bringt Qualität und wirkt einer Segregation entgegen. Segregation ist die räumlich ungleiche Verteilung von verschiedenen Bevölkerungsgruppen (Häussermann 2008:336). Dabei gibt es verschiedene Merkmale einer Segregation: «Klassen, Schichten oder Milieus; Merkmale der sozialen Lage wie Einkommen, Armut oder Arbeitslosigkeit; demographische Merkmale wie Alter, Nationalität oder Migrationshintergrund» (Häussermann 2008:336).

Mit einer Durchmischung wird die Entstehung von benachteiligten Quartieren verhindert. Auf der anderen Seite kann mit Hilfe einer hohen Diversität auch der Entstehung von Luxusquartieren entgegengewirkt werden, welche nur Bevölkerungsgruppen mit hohem Einkommen einen Zugang gewähren.

Dennoch gibt es unterschiedliche Meinungen zur räumlichen Segregation. Die Konzentration von Armut führt einerseits dazu, dass sich das Güter- und Dienstleistungsangebot in einem Quartier verschlechtert. Dies hat zur Folge, dass weitere Abwanderungen stattfinden und sich eine Negativspirale einstellt, was die Konzentration von Armut weiter verstärkt. Dies führt wiederum dazu, dass Hauseigentümerinnen und Hauseigentümer durch die geringen Mieteinnahmen Investition und Instandsetzungen unterlassen und ein Quartier verkommen kann (Häussermann & Siebel 2001:73). «Die räumliche Ballung benachteiligter Gruppen erleichtert, sich in das eigene Milieu zurückzuziehen – bis hin zur Bildung mafioser Parallelgesellschaften. Schließlich erhöht die räumliche Konzentration der Minderheiten deren Sichtbarkeit und damit Gefühle der Bedrohtheit bei der Mehrheit, was wiederum die Konflikte verschärft» (Häussermann & Siebel 2001:73).

Dennoch gibt es Argumente, die für eine Segregation sprechen. Eine räumliche Konzentration von Menschen in gleichen Lebenssituationen und somit mit gleichen Interessen erleichtert den Aufbau von Angeboten und Infrastrukturen, welche auf deren spezifischen Bedürfnisse zugeschnitten sind (Häussermann & Siebel 2001:73).

Des Weiteren bleibt die Frage offen, auf welcher Ebene es eine hohe Diversität geben soll. Dies kann auf der Ebene eines einzelnen Wohnhauses oder auch auf der Quartierebene geschehen.

Die Durchmischung in einem Wohnhaus kann vor allem mit einem breiten Wohnungsmix erreicht werden, da unterschiedliche Wohnungstypen unterschiedliche Personen anziehen. Die weiteren

Vorteile eines grossen Wohnungsangebots wurden bereits beim Thema der Wohnraumflexibilität angesprochen.

Die Bewerkstelligung einer durchmischten Bevölkerung, vor allem auf der Ebene eines Wohnhauses, ist dennoch eine Herausforderung. Es muss sich mit Fragen auseinandergesetzt werden, ob es Menschen verboten werden darf, eine Wohnung zu mieten, weil sie nicht ins Nutzerkonzept passen oder weil aus der gleichen Bevölkerungsschicht schon ein grosser Anteil vertreten ist.

Die Nutzung der Erdgeschosse wurde ebenfalls schon thematisiert und führt neben einer Belegung eines Quartiers auch zu einer hohen Diversität, wenn im direkten Umfeld nicht nur gewohnt, sondern auch die Freizeit verbracht werden kann, indem zum Beispiel Freunde in einem Café getroffen werden.

Neben Einkaufsmöglichkeiten und Freizeitangeboten im Quartier gehören auch Co-Working-Spaces zu einer Entwicklung, welche die Nutzungsmischung erhöhen können. Die Trennung der Bereiche Wohnen, Freizeit und Arbeit müssen vermieden werden. Dabei gewinnt das Konzept der «Stadt der kurzen Wege» an Bedeutung. Eine solche Stadt weist eine kompakte und nutzungsgemischte Struktur auf, sodass die alltäglichen Wege zu Arbeit, Versorgung und Freizeit zu Fuss oder mit dem Fahrrad zu bewältigen sind (Beckmann et al 2011:64).

Die Konzentration von Einkaufsmöglichkeiten in Shoppingzentren, wie auch ein ausgeprägtes Mobilitätsverhalten, erschweren die Entwicklung einer Stadt der kurzen Wege. So werden häufig längere Wege zu Sport- und Freizeitangeboten in Kauf genommen (Beckmann et al 2011:61).

Dennoch ist eine Nutzungsmischung für ein attraktives Wohnumfeld nötig und «kurze Wege schaffen die Möglichkeit, auf motorisierte Verkehrsmittel zu verzichten, sodass weniger Ressourcen aufgewendet werden müssen. Kurze Wege sind zudem Baustein eines Lebens und Konsumstils, der einen kleineren ökologischen Fußabdruck hinterlässt» (Beckmann et al 2011:50).

### **Partizipative Verfahren**

Mitwirkung und Mitgestaltung der Bevölkerung bewirken, dass Veränderung besser akzeptiert werden und führen im besten Fall dazu, dass die Qualität eines Projekts erhöht werden kann. Die Idee eines partizipativen Verfahrens ist, dass mit der Bevölkerung zusammen entwickelt werden kann und ihre Gedanken und Ideen in den Planungsprozess eingebunden werden können.

Vor allem bei Ersatzneubauten ist der Dialog mit der Bevölkerung entscheidend, da es darum geht, dass die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Wohnungen verlassen müssen.

Bei einem partizipativen Verfahren muss jedoch immer genau abgegrenzt werden, wer teilnehmen darf und was das Ziel der Partizipation ist, ansonsten können Missverständnisse zu Unbehagen führen, welche ein Projekt nicht weiterbringen und sich als kontraproduktiv erweisen können.

Es muss jeweils genau geprüft werden, ob bereits im Planungsprozess partizipiert werden soll oder erst bei der Konkretisierung, beispielsweise von einem Gemeinschaftsraum. Die Partizipation im Planungsprozess kann negative Folgen haben, wenn die Bevölkerung ein Projekt verhindern will oder zu viele verschiedene Meinungen mit reinreden. Ebenso ist es schwierig, durch ein partizipatives Verfahren neue Entwicklungen voranzutreiben, weil die Bevölkerung sich entweder nicht auf etwas Neues einstellen will oder die positiven Aspekte von Innovationen nicht erkennt. Eine zusätzliche Herausforderung ist, dass ein Projekt von Laien falsch interpretiert wird, weshalb eine frühzeitige Kommunikation und ein enger Dialog entscheidend sind.

### **Bezahlbarkeit für alle Bevölkerungsschichten und faire Preise**

Bei der Erstellung neuer Wohnbauprojekte ist die Frage der Bezahlbarkeit entscheidend. Da es unterschiedliche Einkommensstrukturen gibt, gibt es auch unterschiedliche Ansätze von Bezahlbarkeit. Daher soll in Zukunft darauf geachtet werden, dass alle Preissegmente in der Stadt vertreten sind. Nur so kann die bereits angesprochene Diversität ermöglicht werden. Zudem muss darauf geachtet werden, dass es auch auf der Ebene eines Projektes verschiedene Preisstrukturen gibt, was über unterschiedliche Wohnungstypen gesteuert werden kann.

Ob ein Projekt auf dem Prinzip der Kostenmiete basiert oder Gewinn daraus gezogen wird, spielt nur eine untergeordnete Rolle, solange mittels guter Projekte die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden.

Ein weiterer Aspekt ist die Spekulation. Wenn mit dem Boden spekuliert wird, wird der Bodenpreis stark in die Höhe getrieben, was dazu führt, dass darauf nur noch sehr teure Wohnungen erstellt werden können. Daher braucht es für zukunftsgerichtetes Wohnen Spekulationsentzug. Auch wird durch das Prinzip der Spekulation häufig nicht mehr für die Bewohnerinnen und Bewohner gebaut, sondern für die Rendite. Dadurch kann nicht mehr auf die Nutzerinnen und Nutzer eingegangen werden, was der falsche Ansatz ist.

Eine Herausforderung ist die Interpretation der Bezahlbarkeit. Es gibt beispielsweise unterschiedliche Vorstellungen, wie viel maximal für den Bereich Wohnen ausgegeben werden soll, damit ein angemessenes Leben möglich ist.

## **6.2 Postwachstumsorientiertes Wohnen**

In den vorhergehenden Abschnitten wurden die Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen vorgestellt, weshalb sich nun die Frage stellt, inwiefern diese Anforderungen bereits

postwachstumsorientiert sind. In den theoretischen Grundlagen im Abschnitt 2.6.2 wurden drei Zieldimensionen von Postwachstum vorgestellt, welche die Konturen einer Postwachstums-gesellschaft umreissen können. Nachfolgend werden die Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen mit den drei Zieldimensionen verknüpft, um so den Zusammenhang mit Postwachstum zu erkennen.

### **6.2.1 Globale ökologische Gerechtigkeit**

Damit die ökologische Tragfähigkeit des Planeten nicht überschritten wird, müssen die Ressourcen geschont werden. Das bedeutet, dass sowohl die Erstellung wie auch der Betrieb einen sparsamen Umgang mit den Ressourcen, wie auch die Verwendung von erneuerbaren Energien, verlangen.

Bei einer globalen, ökologischen Gerechtigkeit geht es ebenso um eine Deprivilegierung deren, die aufgrund einer nicht verallgemeinerbaren Lebensweise auf Kosten anderer Leben. Die Stadt soll als Lebensraum für alle zugänglich sein, was einen kleinen, individuellen Flächenverbrauch verlangt und zusätzlich dazu beiträgt, dass der Ressourcenverbrauch eingeschränkt wird. Daneben sind die Verdichtung und Innenentwicklung zentrale Elemente, damit einerseits möglichst viele Menschen in der Stadt wohnen können und andererseits die Landschaft geschützt wird. Neben dem Schutz der Landschaft ist auch der Umgang mit den grünen Flächen innerhalb der Stadt entscheidend. Die Grünräume in der Stadt müssen so gestaltet werden, dass sie zu einer Kühlung beitragen und für ein ausgeglichenes Mikroklima sorgen, was auch die Biodiversität miteinschliesst.

Das übergeordnete Ziel einer 2000-Watt-Gesellschaft ist ein wichtiger Ansatz für den Übergang in eine Postwachstums-Zukunft und gibt die entscheidenden Rahmenbedingungen vor.

### **6.2.2 Soziale Gerechtigkeit, Selbstbestimmung und ein gutes Leben**

Durch ausreichend bezahlbaren Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten werden die Grundlagen für ein gutes Leben ermöglicht. Wohnen als Grundbedürfnis ist etwas Existenzielles, weshalb Wohnraum in der Stadt auch für die unterschiedlichen Einkommensschichten bezahlbar sein muss. Da die Stadt Zugang zu Ausbildung, Arbeit, Spitälern und anderen wichtigen Infrastrukturen bietet, darf sie niemanden ausschliessen. Diese soziale Gerechtigkeit hat einen entscheidenden Einfluss auf das umfassende Verständnis eines guten Lebens für alle.

Ein gutes Leben soll ein Leben im Gleichgewicht mit anderen Menschen und der Natur sein, sowie die Suche nach einem umfassenden Wohlstandsverständnis beinhalten. Wohlstand umfasst daher mehr als nur materiellen Komfort und schliesst sowohl stabile und intensive Beziehungen wie auch die Ansätze der Konvivialität und Resonanz ein (Schmelzer & Vetter 2019:170). Bei der Konvivialität, einem Konzept, welches ursprünglich auf Ivan Illic zurück geht, geht es um ein «gedeihliches Zusammenleben» (Schmelzer & Vetter 2019:170). «Es meint eine Haltung des

geselligen Miteinanders, welches nicht über Konsum und Güter definiert wird, sondern über gegenseitigen Respekt und Wertschätzung sozialer Beziehungen» (Schmelzer & Vetter 2019:170). Für diese Art des Zusammenlebens rückt die gemeinschaftlich gedachte Architektur in den Fokus. Gemeinschaftsräume und Orte, die das Aufeinandertreffen fördern, führen dazu, dass eine Interaktion der Menschen stattfindet und eine Wohnsiedlung belebt wird, was für ein geselliges Miteinander notwendig ist. Der Begriff der Resonanz wurde von Hartmut Rosa geprägt: «Resonanz wird als Gegenbegriff zu Beschleunigung und Entfremdung und als Gradmesser für gelingende Selbst- und Weltbeziehungen verstanden» (Schmelzer & Vetter 2019:169). So kann auch eine durchmischte Bevölkerung, welche der Entfremdung entgegenwirkt, zu dieser Zieldimension von Postwachstum dazugezählt werden. Des Weiteren muss die Entstehung von benachteiligten Quartieren im Sinne einer sozialen Gerechtigkeit vermieden werden, weshalb eine hohe Diversität der Bevölkerung ebenfalls als postwachstumsorientiert gilt.

Unter dem Aspekt der Selbstbestimmung geht es um Mitsprache und darum, dass partizipative Verfahren angewendet werden. Partizipation führt dazu, dass die Gedanken und Ideen der Bevölkerung Beachtung erhalten und miteinbezogen werden können. Weiter fordert die Selbstbestimmung auch die Gestaltungsfreiheit von Freiflächen in der Wohnumgebung. Durch die Aneignung von Flächen entsteht die Möglichkeit, das eigene Wohnumfeld selbst mitgestalten zu können, was wiederum eine Grundlage für ein gutes Leben ist.

### **6.2.3 Wachstumsunabhängigkeit**

Bei dieser Zieldimension von Postwachstum geht es darum, die Wachstumsabhängigkeit der heutigen Gesellschaft zu überwinden. In Bezug auf die Wohnraumentwicklung bedeutet wachstumsunabhängig, dass die Akteure, beispielsweise die Bauträger, nicht gewinnorientiert arbeiten. Deshalb sind gemeinnützige Wohnbauträger ideale Partner, wenn es darum geht, Projekte im Sinne von Postwachstum zu erstellen. Die Genossenschaften können als postwachstumsorientiert betrachtet werden, weil sie, im Gegenzug zu gewinnorientierten Bauträgern, keine Rendite aus den Projekten ziehen.

Auf der anderen Seite sollen gemeinwohlorientierte Organisationen wie Quartiergruppen, gemeinschaftlich genutzte Infrastrukturen oder dezentralisierte Verwaltungsaufgaben dazu beitragen, dass das Wachstumsparadigma überwunden werden kann.

Wachstumsunabhängigkeit muss aber allgemein als Grundlage für die Wohnraumentwicklung betrachtet werden. Da ein Grundgedanke des Postwachstums die Unabhängigkeit von Institutionen und Infrastrukturen vom Wirtschaftswachstum ist, geht es um mehr, als nur um nicht gewinnorientierte Bauträger. Neben gesellschaftlichen Institutionen wie der Rentenvorsorge oder den Arbeitsmärkten, wird auch für die mentalen Infrastrukturen einen Ausweg aus der

Wachstumsabhängigkeit gefordert. Damit gemeint sind die unhinterfragten Muster und Einstellungen der Menschen, welche auf eine Wachstum-Logik im klassischen Sinne aufgebaut sind (Schmelzer & Vetter 2019:173). In Bezug auf Wohnen heisst das, dass die Bewohnerinnen und Bewohner umdenken müssen, indem sie nicht nur materiellen Wohlstand als Grundlage für ein erfülltes Leben sehen, sondern sich auch an solidarischen Werten orientieren.

### 6.3 Kriterienkatalog Postwachstum

Aus der Zuordnung der Kriterien für zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung zu den drei Zieldimensionen von Postwachstum kann hier der Kriterienkatalog für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte vorgestellt werden.

Tabelle 4: Kriterienkatalog für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte

<b>Energiesuffizienz</b>	Energieverbrauch senken und Energie aus erneuerbaren Quellen verwenden
<b>Ressourcenschonung</b>	Schonung der Ressourcen sowohl beim Bau wie auch im Betrieb
<b>Flächenverbrauch</b>	Begrenzung der individuellen Wohnfläche
<b>Grünflächen</b>	Ausbau und Schutz der Grünräume für ein gutes Mikroklima
<b>Gemeinschaftsflächen</b>	Ausbau gemeinschaftlich genutzter Flächen und Räume
<b>Aneignungsflächen</b>	Flächen für die freie Gestaltung zur Verfügung stellen
<b>Innenentwicklung</b>	Kompakte Strukturen schaffen
<b>Nutzungsmischung</b>	Kurze Wege garantieren dank Verflechtung von Wohnen, Arbeiten, Versorgung und Freizeit
<b>Nutzerdichte</b>	Hohe soziale Dichten anstreben
<b>Interaktionsdichte</b>	Hohe Interaktion durch architektonische und organisatorische Massnahmen
<b>Diversität</b>	Durchmischte Bevölkerung (Lebenszyklus, Lebensstil, Einkommen, Beruf, etc.)
<b>Partizipation</b>	Anwendung partizipativer Verfahren
<b>Preis</b>	Bezahlbarkeit für alle Bevölkerungsschichten ermöglichen



Diese Kriterien müssen eingehalten werden, wenn Postwachstum ein Leitbild für die Wohnraumentwicklung ist. Sie sind nicht in absteigender Reihenfolge ihrer Wichtigkeit vorlegt, sondern gelten alle als gleich relevant. Im Sinne einer zukunftsgerichteten Wohnraumentwicklung müssen Entwicklungen gemeinsam entstehen und nicht einer zu kleinen Parzellierung folgen. Ansonsten ist es ebenfalls schwierig, alle Kriterien einbeziehen zu können, da wie bereits besprochen unterschiedliche Ebenen beachtet werden müssen.

#### **6.4 Transformation**

Die vorhergehenden Abschnitte haben gezeigt, dass viele Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen bereits postwachstumsorientiert sind. In diesem Abschnitt wird die Teilfrage beantwortet, inwiefern die Akteure der Wohnraumentwicklung eine Verantwortung haben, die Transformation in eine Postwachstum-Zukunft zu unterstützen oder gar voranzutreiben. Zuerst muss deshalb untersucht werden, wie eine Transformation gelingen kann, anschliessend wird die Verantwortung der Akteure zu diesem Schritt genauer betrachtet.

Für einen Wandel braucht es konkrete Reformen:

«Ohne enge Verbindungen zu vielfältigen Initiativen, Netzwerken und sozialen Bewegungen werden Postwachstumspolitiken kaum als emanzipatorische Errungenschaften wahrgenommen, sondern eher als autoritäres Elitenprojekt. Und ohne diese Verbindungen besteht die Gefahr, dass Postwachstumspolitiken genau das werden – ein autoritäres Top-Down Projekt von Gesellschaftsingenieur\*en. Postwachstumspolitiken können nur dann demokratisch mehrheitsfähig werden, wenn eine Vielzahl attraktiver Alternativvisionen und -praxen das dominante Wachstums- und Wohlstandsmodell unterlaufen» (Burkhart et al 2017:78).

Individuelle Akteure, welche die Veränderung von Institutionen und Mentalitäten vorantreiben, spielen daher bei der Transformation gesellschaftlicher Systeme eine bedeutende Rolle (WBGU 2016:256). «Identifizierbare Akteurskonstellationen treten als Treiber des Wandels in Erscheinung, die über ausreichend Macht, Ressourcen, Kreativität sowie Innovations- und Reformbereitschaft verfügen, um etablierte Blockadekräfte zu überwinden» (WBGU 2016:256/257).

Solche Akteure gelten als Vorbilder und Trendsetter und agieren als Change Agent oder Pioniere des Wandels. Sie hinterfragen die aktuellen Verhaltensweisen und Praxen und schlagen Alternativen vor. Dabei gewinnen sie für ihre Veränderungsidee Mitstreiterinnen und Mitstreiter und erreichen so die kritische Masse, wodurch eine Veränderung der Routinen oder Rahmenbedingungen einen Paradigmenwechsel hervorbringt. Diese Art der Veränderungen ist kein von «oben herab» bestimmtes Gebot oder Verbot, sondern kann als grossflächiger Transformationsprozess «von unten» angesehen werden (WBGU 2016:257).

In Bezug auf die Wohnraumentwicklung braucht es daher verschiedene Strömungen und Initiativen, welche sich für einen Wandel in eine Postwachstums-Zukunft einsetzen und ihn Vorleben. Dabei kommt den Genossenschaften eine besondere Bedeutung zu. Ihre Organisationsform lässt den Bewohnerinnen und Bewohnern viel Mitspracherecht, sodass sie an der Gestaltung ihres Wohnumfeldes teilhaben können. Des Weiteren sind Genossenschaften bekannt dafür, Neues auszuprobieren und alternative Wege zu gehen. Da die gemeinnützigen Bauträger das Land und die Liegenschaften der Spekulation entziehen und die Wohnungen nach dem Prinzip der Kostenmiete vermieten, sind die Wohnungen für die meisten Bevölkerungsschichten bezahlbar und in der Regel günstiger, als auf dem klassischen Wohnungsmarkt. Das Ziel der gemeinnützigen Bauträger ist sowohl ökologisch wie auch sozial nachhaltigen Wohnraum anzubieten. In dem Sinne sind Genossenschaften geeignete Partner für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte und um eine Transformation anzustreben. Die Genossenschaften, mit ihren Mitgliederinnen und Mitgliedern, können daher als Pioniere des Wandels angesehen werden, die versuchen müssen, einen Paradigmenwechsel anzustossen.

Zusätzlich braucht es auch von der technischen Seite her Pioniere, Expertinnen und Experten, welche mit der Planung und Gestaltung der Bauwerke eine ökologische Wende anstreben wollen. Mit einem Klima-Manifest «Manifest der Architekten, Ingenieure und Stadtplaner für eine zukunftsfähige Architektur und Ingenieurbaukunst» welches im Jahr 2009 erstmals aufgesetzt wurde, beweisen diese Akteure der Stadtentwicklung, dass sie ebenfalls als Pioniere des Wandels agieren und ihre Verantwortung für den Wandel wahrnehmen (DAI 2009).

In der Präambel heisst es:

«Wenn wir uns in einer gemeinsamen Anstrengung zusammenfinden, ist der Klimawandel in Grenzen zu halten. Aber alle weitreichenden Ziele einer nachhaltigen Entwicklung werden bislang viel zu zögerlich verfolgt. Das gilt für die Gesellschaft, für den Staat, für die Wirtschaft und für die Wissenschaften. Es fehlen Entschlossenheit, Entschiedenheit, Mut und Neugierde. Alle gesellschaftlichen Gruppen sind jetzt gefordert. Mit diesem Manifest bekennen wir uns als Architekten, Ingenieure und Stadtplaner ausdrücklich zur besonderen Verantwortung unserer Profession: Mit nachhaltiger Architektur und Ingenieurbaukunst können und wollen wir einen entscheidenden Baustein zum notwendigen Wandel in der Nutzung unserer natürlichen Ressourcen liefern» (DAI 2009).

Für eine Postwachstums-Zukunft wird jedoch mehr als nur ein nachhaltiger Umgang mit den Ressourcen gefordert. Es braucht ebenfalls Veränderungen bezüglich des Wohnungsangebotes, welches die unterschiedlichen Bauträger der Bevölkerung zur Verfügung stellen und der Raumnutzung in den Städten. Da Wohnen ein existenzielles Grundbedürfnis ist, haben die

Akteure der Wohnraumentwicklung einerseits eine Verantwortung, dass genügend Wohnungen zu einem angemessenen Preis für alle zur Verfügung stehen. Auf der anderen Seite müssen die Wohnbauträger sicherstellen, dass die richtigen Wohnungen geplant und gebaut werden, diejenigen welche die Bewohnerinnen und Bewohner in ihren verschiedenen Lebensstilen abholen und auf gesellschaftliche Veränderungen eine Antwort haben. Deshalb wäre es diesbezüglich falsch, alleine auf die Regelung des Marktes zu hoffen. So haben nicht nur die Genossenschaften eine Verantwortung den Wohnraum anzubieten, den sich die Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler wünschen, sondern auch die anderen Bauträger sind in der Pflicht, auf einen gesellschaftlichen Wandel zu reagieren.

In den Städten ist die Nachfrage nach Wohnraum ununterbrochen hoch, sodass praktisch keine Leerstände bestehen. Die Frage nach den wirklichen Wohnpräferenzen der Bevölkerung ist in dem Sinne gerechtfertigt, indem die Bevölkerung meistens nicht die Wahl zwischen verschiedenen Wohnungen in der Stadt hat. Dadurch ist es schwierig zu erkennen, was die genauen Bedürfnisse sind, da momentan alle Wohnungen, die gebaut werden, auch vermietet werden können.

Aus der Diskussion zur Transformation, welche mit Hilfe von Pionieren des Wandels erreicht werden kann, wird deutlich, dass den unterschiedlichen Akteuren der Wohnraumentwicklung durchaus eine Verantwortung zugesprochen werden kann. Das heisst, dass die Akteure der Wohnraumentwicklung auf die Bedürfnisse in der Gesellschaft reagieren und entsprechende Angebote schaffen müssen. Auf der anderen Seite braucht es aber auch Vorbilder mit Visionen und innovativen Projekten, um eine Transformation in eine Postwachstums-Zukunft zu ermöglichen. Jedoch ist der Grat zwischen Innovationen, die einen Wandel anstossen und Geboten sowie Verboten, welche die Bewohnerinnen und Bewohner bevormunden, teilweise schmal.

Die Frage der Verantwortung muss aber noch differenzierter betrachtet werden, da die verschiedenen Bauträger im heutigen, vom Wachstum geprägten Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, unterschiedliche Aufgaben haben und daher nicht die gleiche Verantwortung tragen. Für eine Pensionskasse ist der Wohnungsbau ein Anlageobjekt, um mit der daraus resultierenden Rendite die Vorsorgeleistungen der Versicherten zu bezahlen. Die Wohnungen müssen daher vor allem so geplant werden, dass sie über eine lange Zeit attraktiv bleiben und vermietet werden können. Eine Genossenschaft möchte hingegen vor allem preisgünstigen Wohnraum anbieten und darüber hinaus den Bewohnenden oft auch gemeinschaftliche Infrastrukturen zur Verfügung stellen.

Wohnen kann daher nicht isoliert betrachtet werden und ist Teil eines ganzen Systems. Soll der Wandel in eine Postwachstum-Zukunft gelingen, liegt bei allen Bauträgern eine Verantwortung,

die Transformation mitzutragen und zu unterstützen. Die Akteure der Wohnraumentwicklung haben wichtige Steuerungsmechanismen in der Hand. So kann beispielsweise das Mobilitätsverhalten oder der Flächenverbrauch gezielt gesteuert werden, indem, dass zum Beispiel weniger Parkplätze angeboten werden und die Wohnungen eher klein geschnitten sind. Zudem kann ein Bauträger bewusst auf einen hohen Ausbaustandard verzichten und trotzdem attraktive Wohnungen anbieten.

Damit dieser Wandel möglich und auch von der Bevölkerung mitgetragen wird, braucht es zusätzlich einen Wertewandel in der Gesellschaft, damit alternative Wohnprojekte und Innovationen auf dem Wohnungsmarkt nicht als Top-Down Ansätze betrachtet werden. So laufen diese Projekte nicht Gefahr, dass sie nicht akzeptiert und als Bevormundung angesehen werden.

Obwohl gezielt gewisse Rahmenbedingungen vorgeben werden können, darf neben der Verantwortung der Akteure der Wohnraumentwicklung die individuelle Verantwortung nicht vernachlässigt werden. Jeder Mensch auf der Erde leistet einen Beitrag zur Zukunft des Planeten und trägt persönlich die Verantwortung für seine Taten.

## 7. Schlussfolgerung

Abschliessend kann festgehalten werden, dass Postwachstum ein zukunftsfähiges Leitbild für die Wohnraumentwicklung in Städten ist und in der Stadt Zürich heute zu einem gewissen Grad bereits ist.

Diese Arbeit wurde auf Basis der Stadt Zürich geschrieben, dennoch können die Resultate auf andere Städte übertragen werden und sind auch dort relevant. Postwachstumsansätze in der Stadtentwicklung wurden bis jetzt selten an klassischen Wohnbauprojekten, wie Arealüberbauungen, analysiert, sondern sind meistens anhand alternativer Ansätze, welche parallel zum Wohnungsmarkt entstanden sind, behandelt worden. Obwohl die Verbindung zu solchen Projekten wichtig ist, braucht es einen mehrheitsfähigen Ansatz, welcher auch von den Bauträgern auf dem klassischen Wohnungsmarkt mitgetragen wird. Diese Masterarbeit beweist, dass Postwachstum in Bezug auf Wohnen durchaus verallgemeinerbar ist und nicht nur in alternativen Konzepten wie Transition Towns gelebt werden kann.

Viele Anforderungen für eine zukunftsgerichtete und gute Wohnraumentwicklung in der Stadt Zürich sind bereits postwachstumsorientiert und so ist Postwachstum schon zu einem grossen Teil in den Leitbildern der Stadt verankert. Daher kann bei einer konsequenten Umsetzung der Kriterien für zukunftsgerichtetes Wohnen davon ausgegangen werden, dass bereits die wichtigsten Anforderungen an Postwachstum erfüllt sind.

Genossenschaften sind ideale Partner, wenn es darum geht, postwachstumsorientierte Projekte zu erstellen. Dennoch sind gemeinnützige Bauträger nicht die einzigen, welche die Ansätze für eine zukunftsorientierte Stadt- und Wohnraumentwicklung betreffen, auch andere Wohnraumentwickler sind in der Pflicht, die Kriterien umzusetzen. Daher sind die verschiedenen Bauträger schon heute Boten von postwachstumsorientiertem Wohnen und tragen eine Verantwortung, diese Entwicklungen weiter zu fördern.

Eine Schwierigkeit besteht darin, dass Wohnen ein Grundbedürfnis ist und mit Verboten oftmals am wenigsten erreicht wird. Eine konsequente Umsetzung dieser Kriterien sollte daher nicht als Top-Down Ansatz verstanden werden, es braucht dafür den Rückhalt der Gesellschaft. Daher ist für eine Postwachstums-Zukunft mehr als die Verantwortung der Bauträger nötig. Es wird ein Umdenken in der Gesellschaft gefordert, damit die Wohnbauprojekte aus eigener Überzeugung akzeptiert und nachgefragt werden. Für diese Transformation ist ein Wertewandel nötig.

Die Stadt soll für alle Menschen offen sein, was bedeutet, dass sie niemanden ausschliessen und von keiner Gruppe dominiert werden darf. Nur so kann garantiert werden, dass die Stadt als Lebensraum für möglichst viele Menschen attraktiv bleibt. Eine Frage bleibt dabei offen, und zwar, inwiefern es Innovationen und Denkanstösse von der Seite der Immobilienentwickler

braucht, damit ein Paradigmenwechsel stattfinden kann und ab wann ein Grat überschritten wurden, indem die Bevölkerung bevormundet und ihr etwas aufgezwungen wird. Ein möglicher Lösungsansatz ist die Verknüpfung mit der Lebensqualität. Die Steigerung der Lebensqualität soll stets als übergeordnetes Projektziel festgelegt sein. Dabei muss darauf geachtet werden, dass es einen gesellschaftlichen Ausgleich gibt und nicht nur für die einen die individuelle Lebensqualität zunimmt und für andere gleichzeitig abnimmt.

### **Handlungsempfehlung für die Praxis**

Als Empfehlung für die Praxis wird vorgeschlagen, dass die Kriterien für zukunftsorientiertes Wohnen in jedes Projekt einfließen sollen. Nur so wird garantiert, dass zukünftige Wohnbauprojekte auch allen Anforderungen an ökologisches und soziales Wohnen gerecht werden.

Zudem muss ein Schritt in Richtung wachstumsunabhängige Zukunft gewagt werden, denn obwohl Postwachstum noch kein explizites Leitbild für die Wohnraumentwicklung ist, beinhalten die heutigen Leitbilder bereits die meisten Anforderungen aus der Postwachstumsdebatte. Zudem gibt die Stadt Zürich mit Zielen wie dem 33-prozentigen Anteil an gemeinnützigem Wohnungsbau und der 2000-Watt-Gesellschaft wichtige Rahmenbedingungen vor, welche eine Transformation in eine Postwachstums-Zukunft erleichtern. Auch andere Städte müssen entsprechende Vorgaben für zukünftige Entwicklungen vorgeben.

Als Vorzeigeobjekte gelten die prämierten Projekte, welche für die Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner ausgewählt wurden, weil sie bereits viele der Kriterien für postwachstumsorientierte Wohnbauprojekte erfüllen:

Das Hunziker Areal zeichnet sich dadurch aus, dass in einem Aussenquartier eine funktionierende Quartierinfrastruktur aufgebaut werden konnte, sodass das Areal mehr als nur eine reine Wohnsiedlung ist. Das ganze Hunziker Areal ist gemeinschaftlich gedacht, mit zahlreichen Gemeinschaftsflächen und Begegnungszonen. Zudem engagieren sich über 40 Quartiergruppen für unterschiedliche Themen in der Nachbarschaft. Des Weiteren widerspiegeln die Einwohnerinnen und Einwohner des Quartiers den Bevölkerungsmix des Kantons Zürich. Ebenfalls wurde in der ganzen Überbauung viel mit unterschiedlichen Wohnformen und architektonischen Massnahmen experimentiert. Im Sinne von Postwachstum braucht das Hunziker Areal aber mehr Grünräume. Es wurde relativ viel Boden versiegelt, dies teilweise wegen Anforderungen an Anlieferungszone für Lastwagen für das Gewerbe. Dennoch braucht es genauere Überlegungen, wie einige der grauen Flächen in grüne umgewandelt werden könnten. Grünräume würden das Areal weniger stark erhitzen lassen und vor allem im Sommer zum Verweilen einladen, da es auch in der Umgebung sehr wenig grüne Flächen gibt.

Bei der Wohnüberbauung Klee wurde eine attraktive Wohnsiedlung mit 340 Wohnungen für knapp 1'000 Bewohnerinnen und Bewohner am Stadtrand erstellt. Obwohl die soziale Dichte gross ist, ergeben sich durch geschickte architektonische Massnahmen viele Freiräume, welche von den Bewohnerinnen und Bewohnern genutzt werden können. Dadurch, dass sich zwei Genossenschaften mit unterschiedlichen Philosophien für dieses Projekt zusammengeschlossen haben, wurden unterschiedliche Menschen angezogen, was für eine hohe Diversität sorgt. Bei einer strikteren Umsetzung aller Kriterien von Postwachstum sind Überlegungen, wie eine bessere Nutzungsmischung im Erdgeschoss erreicht werden kann, notwendig. Obwohl die Lage in Affoltern eher schwierig ist, würde eine publikumsorientierte Nutzung zusätzlicher Flächen im Erdgeschoss zu einer ganztägigen Belebung des Areals führen.

Die Siedlung Grünmatt beweist, dass es möglich ist, ein Einfamilienhaus Quartier so umzugestalten, dass ein attraktiver Wohnraum für weitaus mehr Leute geschaffen werden konnte. In der Wohnüberbauung leben heute knapp 500 Personen, wo vorher 200 gewohnt haben. Der Neubau widerspiegelt eine moderne Gartenstadt mit zahlreichen gemeinschaftlich genutzten Aussenflächen und Räumen, wodurch es möglich ist, den individuelle Flächenverbrauch tief zu halten. Mit 33m<sup>2</sup> pro Person ist er einer der tiefsten in der Stadt Zürich. Ein weiterer wichtiger Punkt ist das intelligente Heizungskonzept der Familienheim Genossenschaft, welches die Abwärme grosser Firmen in der Stadt umwandelt, über drei Erdsondenfelder speichert und fürs Heizen benutzt. Im Sinne von Postwachstum muss versucht werden, einen breiteren Bevölkerungsmix anzustreben. Obwohl das Areal für Familien sehr attraktiv ist und auch viele Familien mit kleinen Kindern anzieht, würde eine höhere Durchmischung die Wohnqualität noch steigern.

Würde Postwachstum als gutes Leitbild für eine zukunftsorientierte Wohnraumentwicklung erkannt, könnte der Wettbewerb für gute Bauten der Stadt Zürich zukünftig ein Wettbewerb für postwachstumsorientiertes Wohnen sein. Denn die Kriterien, mit denen die Projekte verglichen werden, zeigen, dass die dort ausgezeichneten Projekte bereits postwachstumsorientiert sind. Eine solche Veränderung der Begrifflichkeiten dieses Wettbewerbs würde dazu führen, dass das Konzept Postwachstum bekannter würde und auch die Ideen dahinter verbreitet werden könnten. Dies ist die wichtigste Voraussetzung, damit ein solcher Ansatz zukunftsfähig wird. Obwohl Postwachstum bereits in breiten Kreisen der Wissenschaft bekannt ist, würde ein Fokus auf einer Planungs- und Praxisebene dies weiter verstärken.

### **Weiterführende Forschung**

In dieser Arbeit wurde Postwachstum als Leitbild für den Wohnraum in der Stadt Zürich angeschaut, interessant wäre die Thematik auf die Agglomerationsgemeinden zu übertragen, da dort momentan der grösste Flächenverbrauch stattfindet. Spannend wäre deshalb herzufinden,

was es braucht, damit Postwachstum auch ein Leitbild für die Entwicklung der Agglomeration sein könnte. Zusätzlich könnte untersucht werden, ob die Kriterien für zukunftsorientierte Wohnbauprojekte dort die gleichen sind, wie in einer Stadt.

Da das Thema Wohnen für die Stadtentwicklung nicht isoliert betrachtet werden kann, wäre für zukünftige Forschungen auch die Betrachtung der Stadtentwicklung als Ganzes sinnvoll. Dadurch könnten Themen wie Mobilität oder Arbeit integriert werden. Zusätzlich wäre es nützlich, Postwachstum auch als Leitbild für den Büro- und Gewerbebau in Betracht zu ziehen.

Ein weiterer Ansatz für zukünftige Forschung wäre die Übertragung des Ansatzes für postwachstumsorientierte Wohnraumentwicklung für Städte im Globalen Süden.

### **Schwierigkeiten**

Eine Herausforderung dieser Masterarbeit war die Problematik der Massstabebenen. Die Stadtentwicklung als Ganzes anzuschauen wäre stets eine Dimension zu gross gewesen, dennoch kann die Wohnraumentwicklung nicht immer isoliert betrachtet werden, da sie in die ganze Stadtentwicklung eingebettet ist. Des Weiteren braucht es einen differenzierten Blick auf die Ebene eines einzelnen Wohnbauprojektes und auf die Ebene der Quartiere. Eine weitere Schwierigkeit ist die Trennung der verschiedenen Bereiche, die mit Wohnen verknüpft sind. Zusätzlich ist Postwachstum ein sehr interdisziplinäres Thema, bei dem häufig politische Ansichten oder aktivistische Aktivitäten mitreinspielen, was es schwierig macht, auf einer rein wissenschaftlichen Ebene zu argumentieren.



## Literatur

- Amt für Wirtschaft und Arbeit** (2019): Lebensqualität – Zürich weltweit auf Rang zwei. <<https://awa.zh.ch/internet/volkswirtschaftsdirektion/awa/de/standortfoerderung/lebensraum/lebensqualitaet.html>> (Zugriff 14.08.2019).
- Atteslander, P.** (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung (13., neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich, 2011 – 2015** (2016): Die Publikation zur Auszeichnung stellt die besten Bauten der Jahre 2011–2015 mit Texten, Plänen und Bildern vor. Amt für Städtebau, Hochbaudepartement. Zürich.
- Beckmann, K. J., Gies, J., Thiemann-Linden, J. & Preuss, T.** (2011): Leitkonzept – Stadt und Region der kurzen Wege. Gutachten im Kontext der Biodiversitätsstrategie. Umwelt Bundes Amt. Für Mensch und Umwelt. Dessau-Rosslau.
- BFS** (Bundesamt für Statistik) (2016): Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Kantone der Schweiz 2015-2045 - Ständige Wohnbevölkerung nach Kanton gemäss 3 Szenarien. <<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/zukuenftige-entwicklung.assetdetail.335768.html>> (Zugriff 29.11.2018).
- BFS** (Bundesamt für Statistik) (2017a): Flächenverbrauch. Durchschnittliche Wohnfläche pro Bewohner. <<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bau-wohnungswesen/wohnungen/wohnverhaeltnisse/flaechenverbrauch.html>> (Zugriff 29.11.2018).
- BFS** (Bundesamt für Statistik) (2017b): Flächenverbrauch. Durchschnittliche Wohnfläche pro Bewohner. <<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/stand-entwicklung.html>> (Zugriff 01.03.2019).
- BFS** (Bundesamt für Statistik) (2019): Einsamkeitsgefühl. <<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/integrationindikatoren/indikatoren/einsamkeitsgefuehl.html>> (Zugriff 17.09.2019).
- Birrer, A. & Glaser, M.** (2017): Impulse zur Innovation im Wohnungsbau. Im Fokus Nr. 02, ETH Wohnforum – ETH CASE, Zürich.
- Blog Postwachstum** (2019): Blog Postwachstum <<https://www.postwachstum.de/>> (Zugriff 01.09.2019).

- BMNT** (Bundesministerium Nachhaltigkeit und Tourismus) (2012): Zukunftsdossier No. 3a – Alternative Wirtschafts- und Gesellschaftskonzepte. 2. und erweiterte Auflage. Initiative Wachstum im Wandel. Wien.
- Bubenhofner, J.** (2017): Geschichte der Siedlungs- und Verkehrsentwicklung in der Schweiz. Mobilon: Verkehr/Mobilität/Raum.
- Burkhardt, C., Schmelzer, M. & Treu, N.** (2017): Ohne Bewegungen keine Transformation: Das Mosaik der Alternativen als Kompass für Postwachstumspolitiken. In: Adler, F. & Schachtschneider, U. (Hrsg.): Wege zur wachstumsunabhängigen Gesellschaft. München: Oekom.
- BV** (Bundesverfassung) (2018): Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999 (Stand am 23. September 2018).
- BWO** (Bundesamt für Wohnungswesen) (2019): Wie wir wohnen/Mietrecht. <<https://www.bwo.admin.ch/bwo/de/home.html>> (Zugriff 13.08.2019).
- DAI** (Verband Deutscher Architekten und Ingenieurvereine) (2009): Klima-Manifest der Architekten, Ingenieure und Stadtplaner. <<http://www.klima-manifest.de/praeambel.html>> (Zugriff 23.09.2019).
- Daly, H. E.** (1991): Steady State Economics. Washington, D.C.: Island Press.
- Degrowth.info** (2019a): Was ist degrowth? <<https://www.degrowth.info/de/was-ist-degrowth/>> (Zugriff 24.01.19).
- Degrowth.info** (2019b): Konferenzen <<https://www.degrowth.info/de/konferenzen/>> (Zugriff 13.09.2019).
- Demaria, F., Schneider, F., Sekulova, F. & Martinez-Alier, J.** (2013): What is Degrowth? From an Activist Slogan to a Social Movement. Environmental Values, Vol. 22., S. 191-215.
- DGVN** (Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen) (2019): Eine-Welt-Presse 2019 - Wohlstand und ein gutes Leben, 1/2019, 36. Jahrgang.
- Emprechtlinger, F.** (2019): LEAD Innovation Management. Bau 2019: Diese 4 Trends bewegen die Baubranche. <<https://www.lead-innovation.com/blog/bau-2019-trends-baubranche>> (Zugriff 17.09.2019).
- ETH Wohnforum – ETH CASE** (2016). Mikro-Wohnen / Cluster-Wohnen. Evaluation gemeinschaftlicher Wohnformen für Kleinsthaushalte. Zusammenfassung. Bundesamt für Wohnungswesen, Grenchen.

- Fatheuer, T.** (2011). Buen Vivir. Eine kurze Einführung in Lateinamerikas neue Konzepte zum guten Leben und zu den Rechten der Natur. Band 17 der Schriftenreihe Ökologie. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Flick, U.** (2007). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Frey, R. L.** (1996): Stadt: Lebens- und Wirtschaftstraum. Eine ökonomische Analyse. Zürich: vdf Hochschulverlag AG.
- Gaebe, W.** (2004): Urbane Räume. Stuttgart: Eugen Ulmer GmbH & Co..
- Gesundheits- und Umweltdepartement** (2018): Leben in der 2000-Watt-Stadt – eine Vision nimmt Gestalt an. Stadt Zürich. <[https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/umwelt\\_energie/news/10-jahre-2000-watt-stadt.html](https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/umwelt_energie/news/10-jahre-2000-watt-stadt.html)> (Zugriff 15.08.2019).
- Gläser, J. & Laudel, G.** (2006). Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse (2., durchgesehene Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hankammer, S.** (2014): „Nachhaltiges Wachstum“ oder „Postwachstum“? Eine Analyse des Diskurses über Wirtschaftswachstum und Nachhaltige Entwicklung. Aachen, S. 1-56.
- Häussermann, H.** (2008): Wohnen und Quartier: Ursachen sozialräumlicher Segregation. In: Huster, EU., Boeckh, J. & Mogge-Grotjahn, H. (Hrg.) Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Häussermann, H. & Siebel, W.** (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. In: Göschel, A. (Hrsg.): Im Brennpunkt: Integration und Stadt. Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften (DfK). Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.
- Heye, C. & Leuthold, H.** (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich, disP - The Planning Review, Vol. 42:164, S. 16-29.
- Hochbaudepartement Stadt Zürich** (2019): Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich. <[www.stadt-zuerich.ch/gute-bauten](http://www.stadt-zuerich.ch/gute-bauten)> (Zugriff 15.01.2019).
- Hugentobler, M. & Wiener, D.** (2016): ANANAS – Leitfaden und Checklisten zur nachhaltigen Arealentwicklung für Städte und Gemeinden. ETH Zürich, Zürich: vdf Hochschulverlag AG.
- Jackson, T.** (2017): Wohlstand ohne Wachstum. Grundlagen für eine zukunftsfähige Wirtschaft. Aus dem Original (2016): Prosperity without Growth. Foundations for the Economy of Tomorrow. München: Oekom.

- Jörg, S.** (2019): Wohnungsbau auf Rekordniveau. Webartikel – Präsidialdepartement Stadt Zürich. <[https://www.stadt-zuerich.ch/content/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/webartikel/2019-02-05\\_Wohnungsbau-auf-Rekordniveau.html](https://www.stadt-zuerich.ch/content/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/webartikel/2019-02-05_Wohnungsbau-auf-Rekordniveau.html)> (Zugriff 14.08.2019).
- Kantonaler Richtplan** (2018): Kanton Zürich Richtplan. Stand 22. Oktober 2018. Amt für Raumentwicklung. <[https://are.zh.ch/internet/audirektion/are/de/raumplanung/richtplaene/kantonaler\\_richtplan.html](https://are.zh.ch/internet/audirektion/are/de/raumplanung/richtplaene/kantonaler_richtplan.html)> (Zugriff 14.08.2019).
- Kretz, S. & Kueng, L.** (2016): Urbane Qualitäten. Ein Handbuch am Beispiel der Metropolitanregion Zürich. Zürich: Edition Hochparterre.
- LaRES** (Langfristige Raumentwicklungsstrategie Kanton Zürich) (2014): Schlussbericht 2014. Kanton Zürich Regierungsrat. <[https://are.zh.ch/internet/audirektion/are/de/raumplanung/strategien-konzepte/langfristige-raumentwicklungsstrategie/\\_jcr\\_content/contentPar/downloadlist/downloaditems/361\\_1422374944004.spooler.download.1423567808983.pdf/LaRES\\_Schlussbericht.pdf](https://are.zh.ch/internet/audirektion/are/de/raumplanung/strategien-konzepte/langfristige-raumentwicklungsstrategie/_jcr_content/contentPar/downloadlist/downloaditems/361_1422374944004.spooler.download.1423567808983.pdf/LaRES_Schlussbericht.pdf)> (Zugriff 15.11.2018).
- Latouche, S.** (2009): Farewell to Growth. Cambridge: Polity Press.
- Martinovits, A., Diethelm, E., Durisch, C., Kessler, B., Nigsch, S. & Noger, P.** (2015): Leitfaden – Erfolgsfaktoren sozial nachhaltiger Sanierungen und Ersatzneubaten. Stadtentwicklung Zürich, Präsidialdepartement. Zürich.
- Mattisek, A., Pfaffenbach, C. & Reuber, P.** (2013): Methoden der empirischen Humangeographie. Braunschweig: Westermann.
- Maurer, Y.** (2019): Revisionen des Raumplanungsgesetzes. <<https://www.uvek.admin.ch/uvek/de/home/raumentwicklung/revisionen-raumplanungsgesetz.html>> (Zugriff 15.08.2019).
- MAXQDA** (2019): Was ist MAXQDA? Daten erheben – transkribieren – organisieren – analysieren – visualisieren – präsentieren. <<https://www.maxqda.de/was-ist-maxqda>> (Zugriff 13.08.2019).
- Mayring, P.** (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (11., aktualisierte und überarbeitete Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz.

- Meadows, D. H., Meadows, D. L., Randers, J. & Behrens, W. W.** (1972): The limits to growth: A Report for the Club of Rome's Project on the predicament of mankind. New York: Universe Books.
- Mercer** (2019): Lebensqualität: Zürich weltweit auf Platz 2.  
<<https://www.mercer.ch/newsroom/quality-of-living-2019.html>> (Zugriff 28.09.2019).
- Mieg, H. A. & Näf, M.** (2005): Experteninterviews (2. Aufl.). Institut für Mensch-Umwelt-Systeme (HES), ETH Zürich.
- Nelson, A & Schneider, F.** (2019): Housing for Degrowth. Principles, models challenges and opportunities. New York: Routledge.
- Omoregie, R., Gerber, L. & Achermann, A.** (2018): Der gemeinnützige Wohnungsbau in der Schweiz – Ein Gewinn für die ganze Gesellschaft. Broschüre der Dachorganisationen des gemeinnützigen Wohnungsbaus: Wohnbaugenossenschaften Schweiz – Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger und WOHNEN SCHWEIZ – Verband der Baugenossenschaften.
- Paech, N.** (2009): Wachstum „light“? Qualitatives Wachstum ist eine Utopie. Wissenschaft & Umwelt. Interdisziplinär 13, S. 85-93.
- Paech, N.** (2012): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: Oekom.
- Präsidialdepartement** (2019): Medienmitteilung – Zürich wächst weiter, 21. Februar 2019  
<[https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/ueber\\_das\\_departement/medien/medienmitteilungen/2019/februar/190221a.html](https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/ueber_das_departement/medien/medienmitteilungen/2019/februar/190221a.html)> (Zugriff 13.08.2019).
- Postwachstumsstadt** (2019): Programm: Professur für Sozialwissenschaftliche Stadtforschung Prof. Dr. Frank Eckardt, Bauhaus-Universität Weimar < <https://www.uni-weimar.de/de/architektur-und-urbanistik/professuren/stadtforschung/projekte/aktuelle-projekte/postwachstumsstadt/programm/>> (Zugriff 13.09.2019).
- Raumplanungsbericht Kanton ZH** (2017): RRB Nr. 630/2018, Vorlage 5470. Bericht des Regierungsrates an den Kantonsrat vom 27. Juni 2018. Kanton Zürich, Baudirektion, Amt für Raumentwicklung. Zürich.
- Re!source Stiftung e.V** (2019): Aktivitäten. Ziele zentral entwickeln und dezentral umsetzen.  
<<https://www.re-source.com/aktivitaeten/>> (Zugriff 17.09.2019).

- Easterlin, R. A.** (1974): Does Economic Growth Improve the Human Lot? Some Empirical Evidence. In: Paul A. D., Melvyn, R. (1974): Nations and Households in Economic Growth: Essays in Honor of Moses Abramovitz. S. 89-125. New York: Academic Press.
- Schäfer, A** (2018): Wachstum. Ausführliche Definition. Gabler Wirtschaftslexikon <<https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/wachstum-48617/version-271868>> (Zugriff 12.08.2019).
- Schmelzer, M. & Vetter, A.** (2019): Degrowth/Postwachstum zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Schneider, F., Kallis, G. & Martinez-Alier, J.** (2010): Crisis or opportunity? Economic degrowth for social equity and ecological sustainability. Introduction to this special issue. Journal of Cleaner Production, Vol. 18., S. 511-518.
- Schneider, F.** (2019): Housing for degrowth narratives. S. 14-30. In: Nelson, A & Schneider, F. (2019): Housing for degrowth. Principles, models, challenges and opportunities. New York: Routledge.
- Schulz, C.** (2017): Postwachstum in den Raumwissenschaften. Nachrichten der ARL, S. 11-14.
- Schwegler, C. & Weber, C.** (2016): Die „nachhaltige Stadt“ in den Medien – Linguistisch-diskursanalytische Untersuchungen zur medialen Vermittlung von Stadt-Konzepten. In: Stier, M. & Berger, L. (Hrsg.): Die Nachhaltige Stadt. Initiativen zum Umweltschutz (89). S. 29-51. Berlin: ErichSchmitt-Verlag.
- Seidl, I. & Zahrnt, A.** (2010): Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg: Metropolis.
- Stadtrat von Zürich** (2015): Strategien Zürich 2035. Herausforderungen und strategische Ziele. Beilage zu STRB Nr. 128/2015. Stadtrat, Stadt Zürich.
- Statistik Stadt Zürich** (2005): Zürich – eine Stadt wie jede andere? Schweizer Städte und Agglomerationen zwischen 1970 und 2000. Präsidialdepartement der Stadt Zürich / Statistik Stadt Zürich.
- Staub, P. & Rütter, H.** (2014): Die Volkswirtschaftliche Bedeutung der Immobilienwirtschaft der Schweiz. pom+, HEV Schweiz (Hrsg.), Zürich.
- Steffen, W., Richardson, K., Rockström, J., Cornell, S.E., Fetzer, I., Bennett, E.M., Biggs, R., Carpenter, S.R., de Vries, W., de Wit, C.A., Folke, C., Gerten, D., Heinke, J., Mace, G.M., Persson, L.M., Ramanathan, V., Reyers, B. & Sörlin, S.** (2015): Planetary boundaries: Guiding human development on a changing planet. Science, Vol. 347.

- Teuteberg, H. J.** (1985): Betrachtung zu einer Geschichte des Wohnens. In: Homo Habitans, zur Sozialgeschichte des ländlichen und Städtischen Wohnens in der Neuzeit. Münster.
- Stengel, O.** (2011): Suffizienz. Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise. Wuppertaler Schriften zur Forschung für eine nachhaltige Entwicklung, Band 1. München: Oekom.
- UNCED** (United Nations Conference on Environment & Development) (1992): Agenda 21. Rio de Janeiro, Brazil.
- UNDP** (United Nations Development Programme) (2019): What are the Sustainable Development Goals? <<https://www.undp.org/content/undp/en/home/sustainable-development-goals.html>> (Zugriff 28.09.2019).
- UNEP** (United Nations Environment Programme) (2011): Towards a Green Economy. Pathways to Sustainable Development and Poverty Eradication. <[www.unep.org/greeneconomy](http://www.unep.org/greeneconomy)>
- UVEK** (o.J.): (Eidgenössisches Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation): Faktenblatt: Revision des Raumplanungsgesetzes: Raumplanung in der Schweiz.
- Victor, P. A.** (2008): Managing without growth. Slower by design, not disaster. Cheltenham and Northampton: Edward Elgar Publishing.
- Wackernagel, M. & Rees, W.** (1996): Our Ecological Footprint: Reducing Human Impact on the Earth. Gabriola Island: New Society Publishers.
- WBGU** (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2016): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Berlin.
- WCED** (World Commission on Environment and Development) (1987): Our common future. United Nations. New York: Oxford University Press.
- Wohnbaugenossenschaften Schweiz** (2013): Charta der gemeinnützigen Wohnbauträger in der Schweiz.
- Wohnbaugenossenschaften Schweiz – Regionalverband Zürich** (2019): Der Verband und seine Mitglieder: gemeinnützig, innovativ, engagiert. <<https://www.wbg-zh.ch/verband-page/>> (Zugriff 27.04.2019).
- Wüest Partner** (2018): Siedlungsentwicklung nach innen in den Städten. Studie im Auftrag des Schweizerischen Städteverbandes. Bern.

**Xue, J.** (2019): Housing for degrowth. Space, planning and distribution. S. 185-196. In: Nelson, A & Schneider, F. (2019): Housing for Degrowth. Principles, models challenges and opportunities. New York: Routledge.

**Zimmerli, J.** (2018): Akzeptanz städtischer Dichte: Erwartungen und Prioritäten zum Wohnen in der Stadt Zürich. Vorstellungen von öffentlichem Raum und grossen Überbauungen. Raum + Gesellschaft, Zürich.



## Anhang

### Anhang 1: Interviews

Name	Funktion	Projekt	Datum	Dauer	Ort
Aeberli Heinz	Baukommission FGZ	Grünmatt	16.04.2019	1h06	Gemeinschafts- zentrum Friesenberg
Ammann Klaus	Vorstand FGZ	Grünmatt	09.05.2019	1h12	Wohnung Siedlung Grünmatt
Anders Sonja	Vizepräsidentin FGZ	Grünmatt	26.04.2019	0h51	Clusterwohnung Friesenberg
Beck Lukas	EBP Spezialist	-	15.05.2019	0h52	Sitzungszimmer EBP Zürich
Bosshard Felix	Präsident GBMZ	Klee	25.04.2019	1h04	Innenhof Siedlung Klee
Elte Nathanea	Vorstand Mehr als Wohnen	Hunziker Areal	26.04.2019	1h10	Caffè Spettacolo Bahnhof Oerlikon
Fauster Marcus	Präsident BG Hagenbrünneli	Klee	12.04.2019	1h04	Sitzungszimmer Siedlung Klee
HerdT Tanja	ETH Wohnforum	-	25.06.2019	0h59	ETH Wohnforum Hönggerberg
Heye Corinna	Raumdaten GmbH	-	29.07.2019	0h54	Sitzungszimmer Kanzlei126
Huhle Alexander	Architekt	Grünmatt	06.05.2019	1h09	Architekturbüro Graber Pulver
Klaus Philipp	INURA Zürich Institut	-	07.06.2019	1h00	Sitzungszimmer INURA Zürich
Mangold Konrad	Architekt	Hunziker Areal	30.04.2019	0h57	Architekturbüro Duplex Architekten
Odermatt André	Stadtrat Zürich	-	24.05.2019	0h50	Büro Hochbau- departement
Pfenninger Nina	Vorstand GBMZ	Klee	12.06.2019	1h10	Café Herman's Wohnzimmer
Probst Matthias	Vorstand Mehr als Wohnen	Hunziker Areal	27.05.2019	1h03	Clusterwohnung Hunziker Areal
Schmid Peter	Präsident Mehr als Wohnen	Hunziker Areal	02.05.2019	1h00	Sitzungszimmer Habitat 8000 AG
Thoma Matthias	EBP Spezialist	-	29.05.2019	0h50	Sitzungszimmer EBP Zürich

**Anhang 2: Kriterienkatalog**

Kriterien	Projekt-relevant?	
	Ja	Nein
<b>A: Ressourcenschonung / Energieeffizienz</b> A1 Bau möglichst Ressourcen schonend A2 Zukunftsgerichtete Energiekonzepte: Erneuerbare Quellen A3 Beitrag zum Erreichen der Ziele einer 2000-Watt-Gesellschaft A4 Lange Nutzungsdauer: anpassungsfähig und flexibel		
<b>B: Grün- und Freiräume</b> B1 Mehr Grünräume B2 Qualitative Aussenräume, attraktive Aufenthaltsqualitäten B3 Räume für Sharing Economy / Gemeinschaftsflächen		
<b>C: Planungsverfahren</b> C1 Aufklärung der Bevölkerung (Transparenz), z.B Akzeptanz der Dichte C2 Dialog zwischen Gremien: Behörden, Bauträger, Betroffene C3 Partizipation der Bevölkerung: Mitsprache in Planungsprozess		
<b>D: Verdichtung</b> D1 Verdichten und Innenentwicklung D2 Nutzungsdichte: Effizienz des genutzten Bodens D3 Ortsspezifische Dichten / angemessene Dichten D4 Soziale Dichten D5 Belegungsdichten erhöhen / geringer Wohnflächenverbrauch		
<b>E: Soziale Aspekte</b> E1 Durchmischte & lebendige Quartiere E2 Gemeinschaftliches Leben, Zusammenhalt, Zugehörigkeit E3 Belebte Wohnüberbauung mit Gemeinschaftsräumen/flächen E4 Gebäude leistet einen Beitrag zur Stadt für Alle		
<b>F: Wohnformen</b> F1 Gebäudestruktur mit hoher Flexibilität: Wandelbar F2 Wohnraum mit Qualität für unterschiedliche Lebensstile F3 Neue Wohnformen, attraktive Wohnkonzepte / Wohnungsmix F4 Nutzungsvielfalt, vor allem im Erdgeschoss		

<b>G: Lebensstil/Lebensqualität</b> G1 Rahmenbedingungen für nachhaltige Wohn- und Lebensweisen G2 Ökologische Lebensstile als Nachfragesegment G3 Steigerung Lebensqualität		
<b>H: Faire Preise und bezahlbare Mieten</b> H1 möglichst viel preisgünstiger / bezahlbarer Wohnraum H2 möglichst wenig Gewinnstreben (wenig Spekulation, Renditedruck)		

## Anhang 3: Leitfaden

### Einstieg

Begrüßung und Dank für die Zeit  
Vorstellen & kurzer Umriss des Themas

→Haben Sie noch Fragen bevor wir starten?

Datenschutzvereinbarung:

→«Wenn Sie keine weiteren Fragen haben, würde ich nun mit dem Interview beginnen. Ich würde das Gespräch gerne aufzeichnen, so dass es im Anschluss transkribiert werden kann. Sind Sie damit einverstanden?»

### Einstiegsfragen

#### GENOSSENSCHAFTER (VORSTAND/PRÄSIDIUM)

Sie sind Mitglied / Präsident der Genossenschaft XY welche das Projekt XY realisiert hat.

→In welcher Funktion sind sie mit dem Projekt in Kontakt gekommen, waren sie bei der Planung dabei oder sind sie erst später mit dem Projekt in Kontakt gekommen?

#### ARCHITEKTEN/PLANER

Sie waren bei der Entstehung des Projekts XY beteiligt.

→Wenn sie sich zurückerinnern: Was war Ihr Interesse, um an diesem Projekt mitzuarbeiten? Inwiefern waren sie beteiligt?

#### PROJEKTUNABHÄNGIGE EXPERTEN

Sie beschäftigen sich mit Stadt, Raumentwicklung in Zürich mit Wohnraum oder ...

→Können sie kurz etwas zu ihrer Arbeit/Projekte bei XY erzählen?

→Wie soll sich Zürich in Zukunft weiterentwickeln?

### Hauptteil mit Frageblöcken

#### 1) Auszeichnung / Kriterien

Das Projekt XY wurde in der Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich prämiert.

1.1 Was denken sie, sind die Besonderheiten, die dieses Projekt auszeichnen? *(Diese Frage wurde bei den projektunabhängigen Experten nicht gestellt)*

1.2 Welches sind ihrer Meinung nach die wichtigsten Kriterien, wenn es darum geht zukunftsgerichtete / gute Wohnbau Projekte zu entwickeln?

#### 2) Kriterienkatalog

Ich habe Kriterien aus der Literatur zusammengestellt, welche immer wieder vorkommen bei prämierten Projekten, die einen Beitrag für ein gute / zukunftsfähige Stadtentwicklung leisten.

2.1 Ich möchte die Kriterien mit ihnen durchgehen und sie dürfen die Liste gerne kommentieren.

2.2 Wie wichtig erscheinen ihnen diese Kriterien allgemein? / Dazu möchte ich wissen, was braucht es damit diese Kriterien erfüllt werden?

2.3 Bei welchen Kriterien sehen sie Schwierigkeiten oder sind ihrer Meinung nach nicht zukunftsorientiert?

### 3) Veränderungen

3.1 Wie haben sich die Anforderungen an ein Gebäude verändert?

3.2 Was sind die Bedürfnisse der Bevölkerung für zukünftiges Wohnen?

3.3 Wie reagieren Architekten/Planer/Stadtentwickler auf gesellschaftliche Veränderungen?

3.4 Wie kann man mit Wohnungsbau einen gesellschaftlichen Wandel unterstützen / vorantreiben? (z.B. wieder kleinere Wohnungen anbieten, neue Wohnformen...)

### 4) Wohnformen

4.1 Inwiefern hat der Wohnungsbau eine Verantwortung gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen? (Soziales und umweltfreundliches Wohnen wird immer wichtiger...)

4.2 Wie kann man Menschen nicht nur räumlich, sondern auch nachbarschaftlich zusammenbringen?

4.3 Sind alternative Wohnformen, (wie Clusterwohnungen/Mehrgenerationen-Häuser/Gross-Wohngemeinschaften) eine Nische/Alternative oder sind sie zukunftsfähig?

### 5) Stadtplanung

5.1 Welche kritischen Diskussionen fehlen derzeit in der Stadtplanung

5.2 Wie will die Stadtplanung/Architektur die Stadt verändern?

5.3 Was ist ihr Wunsch / ihre Vision für Züri?

#### Rückfragen

Können sie ein Beispiel nennen?

Wieso denken sie, dass dies so ist?

Wie bewerten sie dies? Was ist ihre Meinung dazu?

#### Rückblick

Erneuter Dank für die Zeit und die wertvollen Infos

→Fällt ihnen sonst noch etwas in diesem Kontext ein?

Ausblick / Information über Auswertung der Ergebnisse

Verabschiedung

**Anhang 4: Kodierleitfaden**

<b>Kategorie</b>	<b>Ankerbeispiel</b>	<b>Kodierregel</b>
Besonderheiten der Projekte	–	Alles was über die Besonderheiten der Projekte Grünmatt, Hunziker Areal und Klee gesagt wurde.
Kriterien für die Zukunft	–	Alle Kriterien, die erwähnt wurden, bevor die Kriterienliste angeschaut wurde.
Gebäudestruktur mit Flexibilität	«Was sich für mich durchzieht und sehr stark erscheinen müsste ist das Thema der Flexibilität und Robustheit. Das ist eine Schlüsselherausforderung auf dem Wohnungsmarkt. Dass man Angebote schafft, welche man flexibel verändern kann, also eine normale Wohnung in eine Clusterwohnung, eine Tiefgarage könnte ein Lager werden, eine Wohnung kann ein Atelier werden. Das würde ich sagen ist wirklich zukunftsgerichtet und auch nachhaltig, dass es sehr adaptiv ist und man es leicht verändern kann und nicht für die Ewigkeit in Beton gebaut wird. Robustheit auf der anderen Seite, also wenn sich die Rahmenbedingungen verändern, also gesellschaftlich, oder das Klima, etc., dass das Wohnobjekt auch dort angepasst werden kann und ein gutes Angebot bleiben kann.» (I13)	
Ressourcenschonung /Energieeffizienz	«Ressourcenschonung: Es ist sehr wichtig, dass das was man neu baut, einem aktuellen Energiestandard entspricht, ich glaube nicht, dass dies die grösste Herausforderung ist, weil diesen Standard kann man bautechnisch schon sehr gut einlösen. Insofern ist das bei mir auf der Prioritätenliste nicht absolut oben, weil ich das für erfüllbar halte. Ich glaube auch nicht, dass das die Kosten so stark in die Höhe treibt.» (I16)	

Grün- und Freiflächen	<p>«Mehr Grünräume: Es ist die Frage ob es von der Anzahl oder von den Quadratmeter Fläche ausgeht? Bessere und bewusst gestaltete Grünräume. Man sieht das ja oft in so Agglo Zeilenbauten, wo dazwischen einfach Abstandsgrün ist. Das hat keinerlei Qualität. Deshalb finde ich, dass es nicht an der Fläche oder an mehr Grünräumen liegt, sondern wie gut sind sie gestaltet und nutzbar (...) An der Zentrums- lage ist es neben Verkehrsberuhigung, auch in dichten Stadtlagen wichtig grün zu produzieren. Da ist es dann wiederum eine Frage der Anzahl. Was mir auch noch in den Sinn kommt, ist nicht die Quantität, sondern Qualität auch im Sinn von ökologischen Qualitäten der Pflanzen. Die Frage was ein Grünraum fürs Ökosystem leistet. Mikroklima, Artenvielfalt. Diese Thematik wird auch immer wichtiger.» (I8)</p>	
Planungsverfahren	<p>«Planungsverfahren: Transparenz und Akzeptanz hat für mich viel mit Partizipation zu tun. Das man nicht einfach plant, sondern mit den Leuten zusammen entwickelt. Wir müssen aufhören die Städte auf dem Reissbrett zu planen, also von oben herab, aus einer Vogelperspektive, sondern uns ein Mensch vorstellen, welcher dort steht und dann aus dieser Perspektive die Stadt denken und planen, weil so wird sie ja dann auch gelebt. Das A und O ist die Partizipation mit den Leuten, am besten mit denen die es betrifft und sich genug Zeit dafür zu nehmen.» (I12)</p>	
Verdichtung	<p>«Verdichtung: Also ich denke, dass daran nichts vorbeiführt. Auch aus einer ökologischen Sicht. Es gibt auch Widersprüche, die wir feststellen konnten: Die Verdichtung bezüglich auch einem Mikroklima in der Stadt steht ein wenig in einem Widerspruch. Gleichwohl ist die Alternative, in einem regionalen Aspekt eigentlich keine Alternative, das wäre die weitere Zersiedlung. Daher ist Verdichtung für eine nachhaltige Stadtentwicklung das A und O.» (I11)</p>	

Soziale Aspekte	<p>«Soziale Aspekte: Durchmischte möchte immer jeder. Finde ich auch gut. Die Stadt Zürich tut viel dafür in der Stadtentwicklung, dass es sozial durchmischt bleibt. Das kann man auch gezielt hervorrufen, in dem man unterschiedliche Preiskategorien pro Haus, unterschiedliche Wohnungsangebote in einem Haus anbietet. Ob das dann gleich lebendig ist, weiss ich nicht. Lebendig und durchmischt hängt nicht unbedingt zusammen, ob ein Quartier lebendig ist, hängt meiner Meinung nach mehr von der Nutzungsdichte ab. Es hat mehr damit zu tun wie viele Leute da sind, als wie viel unterschiedliche Leute da sind. Gemeinschaftliches Leben finde ich sehr wichtig, aber es gibt natürlich auch bei hochverdichteten Quartieren eine gewisse Art der Anonymität, oder eine andere Lebenskultur. Das ist nichts Schlechtes, es ist nur die Frage in was für einem Massstab man sich dieses Zusammenleben bewahrt (...).» (I16)</p>	
Wohnformen	<p>«Neue Wohnformen: Wird es brauchen. Ich habe das Gefühl, das geht ein wenig in die Richtung, dass man mit Kinderbetreuung die Möglichkeit haben sollte, dass man besser untereinander aushelfen kann. Und neue Wohnformen schaffen, indem dass man Gross-WG's macht. Aber das ist nicht jedermanns Sache. Darum glaube ich, ist es etwas, was der Stadt guttun würde, wenn die Leute umdenken würden. Sonst kommt es nicht. Also ich denke man kann, wenn wir jetzt eine WG zur Verfügung stellen würden, also Gross-WG, wo man sagt, man hat mehrere Familien, die dort wohnen, und man hat eine grosse Küche und ein grosser Gemeinschaftsraum, die Leute müssen das auch wollen. Und dann muss ich mit Leuten zusammenwohnen, wo ich das auch will. Dann wird es extrem schwierig bei der Mieterauswahl. Darum glaube ich, dass das mehr ein soziales Problem ist.» (I1)</p>	
Lebensstil / Lebensqualität	<p>«Steigerung der Lebensqualität: Das ist ein Grundprinzip, das immer gilt und man in jeder Hinsicht anstrebt. Zwar individuelle Lebensqualität, also Zugang zu Lebenschancen, Entfaltungsmöglichkeiten, Sicherheit, und und und und auch gesellschaftliche Lebensqualität, heisst auch nicht individuelle Lebensqualität für ein Teil der Gesellschaft erhöhen und die anderen verlieren dabei, es muss also ein gesellschaftlicher Ausgleich möglich sein.» (I14)</p>	



Faire Preise / bezahlbare Mieten	«Fair Preise: Was ist genau fair und bezahlbar? Das ist ein komplexes Thema. Möglichst viel preisgünstiger Wohnraum, ich glaube das ist kein gutes Leitmotiv für eine Stadt. Ich glaube es braucht ein Angebot und es ist ein austarieren, wie viel das richtig ist. Wenn sie zurückdenken an die Diskussionen, die wir in den 80 er Jahren hatten, wo die Stadt sehr viel preisgünstiger Wohnraum hatte, dort hatte man andere Probleme. Das ist ein komplexes austarieren und man muss es mit sehr viel Augenmass machen. Schon klar, jetzt geht die Tendenz in Richtung hohe Preise und darum kommen die Themen, die dieser Tendenz gegensteuern und das ist auch legitim. Darum denke ich nicht möglichst viel, sondern einen Anteil, der der Stadt guttut.» (I13)	
Anforderungen an ein Gebäude	–	Entwicklungslinien , Trends, Themen aus der Bevölkerung die sich aufs Wohnen ausweiten
Verantwortung des Wohnungsbaus	«Ich denke er hat schon eine grosse Verantwortung. Banal gesagt, ist das Wohnen ja zentral für alle die in der Stadt leben. Der Wohnungsbau kann viel steuern, den Flächenverbrauch, es ist im Interesse einer nachhaltigen Stadtentwicklung, dass viele Leute nahe bei ihrem Arbeitsplatz wohnen können und darum ist es gut, wenn man viel Wohnraum zur Verfügung stellt und dann ist es auch die Lebensweise. Wenn man hier eine Garage anbietet, dann fährt man auch mit dem Auto in die Stadt und verstopft die Strassen. Wenn man keine anbietet, hat man jemand mehr auf dem Velo oder Bus. Von dem her hat der Wohnungsbau schon eine Verantwortung und eine wichtige Funktion für die Stadtentwicklung. Auch energetisch hat er einen Hebel. Wenn wir jetzt schlauer heizen, dann bewirkt das etwas. Mehr als wenn ein einzelner eine Wärmepumpe installiert.» (I9)	

Gesellschaftlicher Wandel	«Es hat auch etwas mit der Haushaltsstruktur zu tun, es gibt viel mehr auch Patchworkfamilien, es gibt viel kürzere Lebensphasen, in denen sich Veränderungen abspielen. In einer Biografie zum Beispiel: Es gibt mehr Mobilität, das heisst wenn ich einmal meine 4½-Zimmer-Wohnung habe, dann habe ich die vielleicht für 8 oder 12 Jahre und dann kommt wieder etwas anderes. Zumindest wäre das wünschenswert. Das könnte ein Effekt sein. Es gibt viel weniger Leute, die sich heutzutage Eigentum leisten können. Das heisst, es ist nicht mehr so ein eingefrorener Status Quo auf dem die Leute sitzen bleiben, also ist man ein wenig flexibler geworden. Es gibt heute vielleicht auch gerade in jüngeren Generationen eine grössere Offenheit gegenüber gemeinschaftlichen Wohnprojekten, es gibt vielleicht auch eine Verschiebung in der Priorität. Also brauche ich jetzt das Haus und das Auto und den Garten und so... das weiss ich aber nicht ob das die Zahlen belegen. Das ist aber vielleicht so mein Gefühl, das der Trend so ein bisschen gegen diese Lebensmodelle entwickelt und ein bisschen mehr Mobilität in die gesellschaftlichen Strukturen kommt, das könnte ich mir vorstellen, dass sich das jetzt schon auf das Wohnen auswirkt. Ich glaube nicht, dass es schon das Klima ist. Das kommt wahrscheinlich erst noch.» (I16)	
Diskussionen in der Stadtplanung	–	Über was wird in der Stadtentwicklung und in der Politik gesprochen und was braucht noch grössere Aufmerksamkeit?
Herausforderungen	–	Alles das was Schwierigkeiten und Widersprüche bringt und darum Herausforderungen für zukünftige Entwicklungen sind.
Stadtqualitäten	–	Was man sich für die Stadt wünscht, damit sie auch in Zukunft lebenswert und für alle attraktiv bleibt.

## Persönliche Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und die den verwendeten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'O. Wohlgemuth'.

Olivia Wohlgemuth